ar

12

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1975







Überall ist die Rede davon, intensiver und effektiver zu arbeiten. Sind damit auch wir Soldaten angesprochen?
Soldat Knut Breuer

Kann mein Vati zu Weihnachten auf Urlaub kommen?
Kerstin Drechsler

Natürlich ist die NVA kein Produktionsbetrieb und auch kein Dienstleistungskombinat. Dennoch produzieren auch wir Tag für Tag und Stunde für Stunde etwas sehr Entscheidendes: Nämlich hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft im Interesse von Sicherheit und Frieden. Die erfolgreiche und im Leben jedes einzelnen zu Buche stehende Bilanz zwischen dem VIII. und IX. Parteitag der SED gründet sich nicht zuletzt auch auf die Leistungen der Soldaten, die sie gemeinsam mit ihren Waffenbrüdern für den zuverlässigen militärischen Schutz unseres sozialistischen Aufbauwerkes vollbracht haben und vollbringen. Was wir im militärischen Alltag tun, dient genauso dem Wohle der Menschen wie die Arbeitsleistungen der Werktätigen im betrieblichen Alltag. Und so kann es eigentlich gar nicht anders sein, als daß auch für uns gilt, intensiver und mit höherer Effektivität zu arbeiten und rationell mit Mitteln, Material und Zeit umzugehen.

Dieses Ziel steht deswegen auch im Mittelpunkt zahlreicher Verpflichtungen im Wettbewerb „Kampfkurs IX. Parteitag". In ihm wollen wir uns, wie es in der Losung bekanntlich heißt, als Klassenkämpfer bewähren, das Militärwesen meistern und jederzeit gefechtsbereit sein. So stellen sich jedem ganz konkrete Fragen: Wie wir uns den ideologisch-politischen Reichtum des IX. Parteitages der SED und des XXV. Parteitages der KPdSU aneignen und ihre Beschlüsse in die Tat umsetzen wollen. Was uns zu tun bleibt, um jederzeit besser auf einen möglichen Krieg vorbereitet zu sein als der imperialistische Klassenfeind. Wie wir am effektivsten den Anforderungen entsprechen, die das moderne Gefecht stellt. Auf welchem Wege wir die schnelle Herstellung der Gefechtsbereitschaft sichern. Wie wir jederzeit das geschlossene Handeln aller militärischen Kollektive gewährleisten. Wo wir anzusetzen haben, um überall eine mustergültige Disziplin und Ordnung durchzusetzen. Wie wir aus jeder Ausbildungsstunde ein Maximum an Wissen und Erfahrung herausholen können. Und wie jeder einzelne von uns seine Wehrdienstzeit mit dem höchsten Ergebnis für die Gesellschaft und für sich nutzt.

Sicher kann keiner von uns sagen, daß es da nicht noch Reserven gäbe. Das beste Beispiel, wie sie zu erschließen und für höhere Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft nutzbar zu machen sind, geben die Parteimitglieder in ihren gegenwärtig laufenden Berichtswahlversammlungen. Und da derzeit ja auch die FDJ-Wahlen stattfinden, wäre das zweifelsohne ein gutes Thema für Ihren Diskussionsbeitrag. Und wenn aus dem Wort zugleich Tat wird, zeigen Sie damit erneut, daß Sie Ihre politische Verantwortung begriffen haben: Waffen, Technik und Zeit noch intensiver und effektiver für die Erfüllung unseres militärischen Klassenauftrages zu nutzen.

★

Ich verstehe, liebe Kerstin, daß Du Deinen Vati zu Weihnachten gern bei Dir hättest. Das wäre Dein schönstes Weihnachtsgeschenk. Aber leider weiß ich nicht, ob sich Dein Wunsch erfüllen läßt. Darüber muß der Kommandeur Deines Vatis entscheiden. Wenn es ihm möglich ist, wird er sicher zuerst den Soldaten und Unteroffizieren einen Urlaubsschein ausstellen, die verheiratet sind und Kinder haben.

Es kann aber zu Weihnachten oder Silvester nicht jeder Soldat nach Hause fahren. Damit Du und Deine Mutti und all die anderen Menschen in Frieden Weihnachten feiern können, müssen auch in diesen Tagen und Stunden viele Soldaten auf Wacht stehen. Die Feinde des Friedens verwandeln sich auch unter dem Weihnachtsbaum nicht in harmlose Lämmchen. Und deshalb können wir die Kasernen am 24. Dezember nicht schließen und alle Soldaten nach Hause schicken. Mot. Schützen und Panzersoldaten müssen an ihren Waffen bleiben, damit sie jederzeit gefechtsbereit sind. Flugzeuge müssen starten und Funkmeßantennen sich drehen, um unseren Luftraum sauber zu halten. Grenzsoldaten müssen auf Posten ziehen und Matrosen zur See fahren, damit unsere Staatsgrenze gut gesichert bleibt. Wenn Du also traurig wirst, weil Dein Vati Dir sein Weihnachtsgeschenk am 24. Dezember nicht selbst geben kann, dann denke daran, daß er auf Posten steht, damit es Dir und allen Menschen gut geht und sie in Frieden weiterleben können.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Zu Gast bei

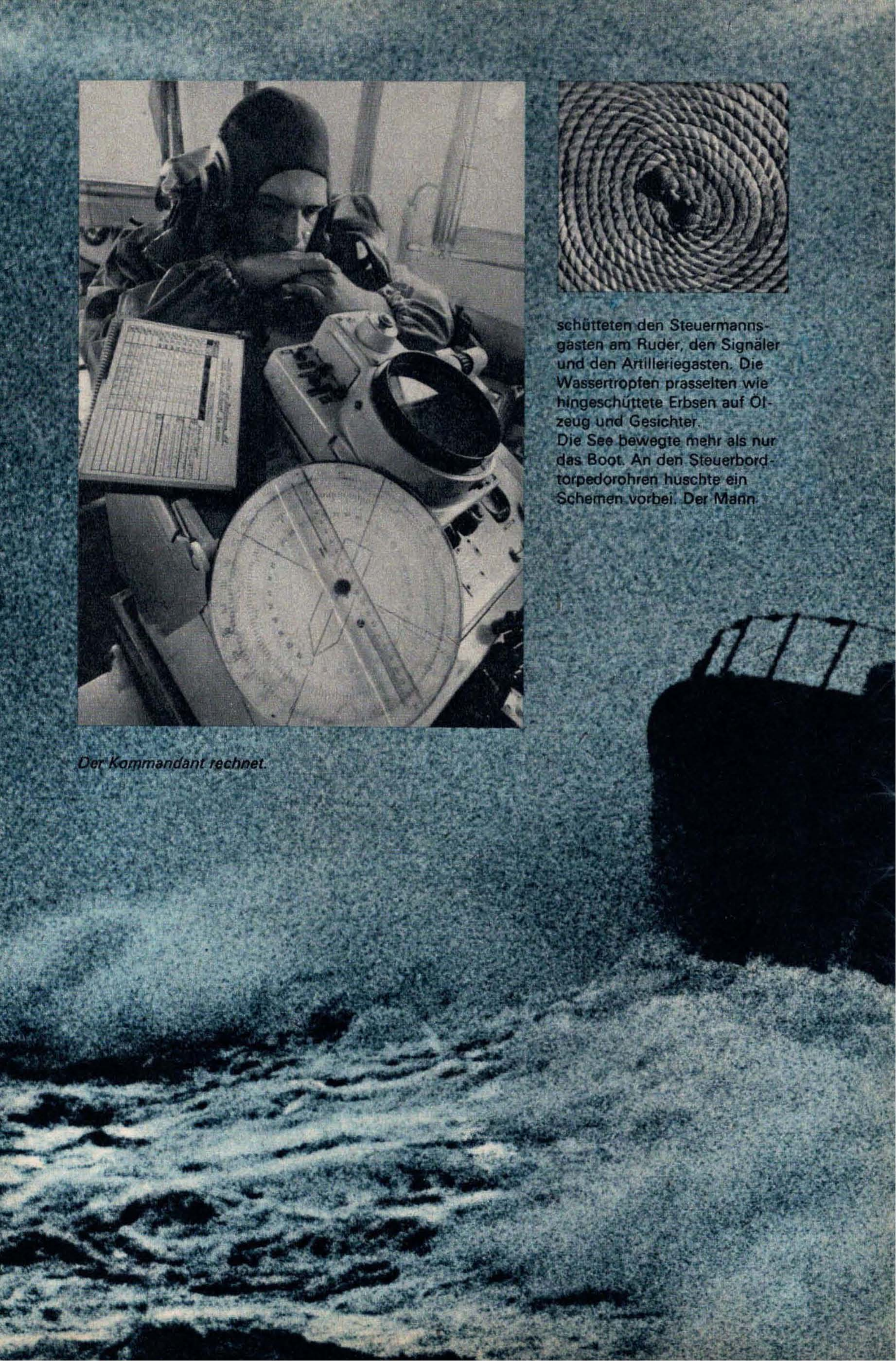


Gasten

waren Hauptmann Wolfhard Schmidt (Text) und Günter Bersch (Fotos)



Gegen 19 Uhr legten wir ab. Es wurde gerade dunkel. An Bord war alles wohlauf. Unser Boot furchte gemächlich die Fahrrinne entlang. Bald erreichten wir die offene See. Es gab von da an keine Ruhe mehr. Wir hatten Torpedos an Bord. Unsere Aufgabe hieß „Taktische Übung mit Torpedoschießen".
Das Boot durchwühlte pausenlos die nächtliche See. Kalt war es geworden. Der eisige Fahrtwind trieb mir die Tränen in die Augen. Die Männer im Fahrstand über der Brücke krochen förmlich in ihr Ölzeug. Die See frischte auf. Die weißen Wellenkämme leuchteten. Manchmal leckten sie herauf bis zum Fahrstand. Sie über-



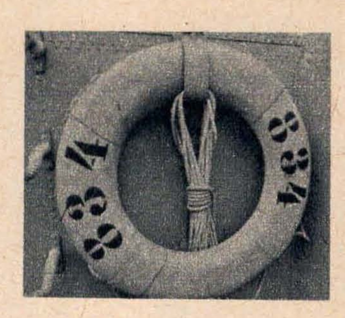
schütteten den Steuermannsgasten am Ruder, den Signäler und den Artilleriegasten. Die Wassertropfen prasselten wie hingeschüttete Erbsen auf Ölzeug und Gesichter.
Die See bewegte mehr als nur das Boot. An den Steuerbordtorpedorohren huschte ein Schemen vorbei. Der Mann

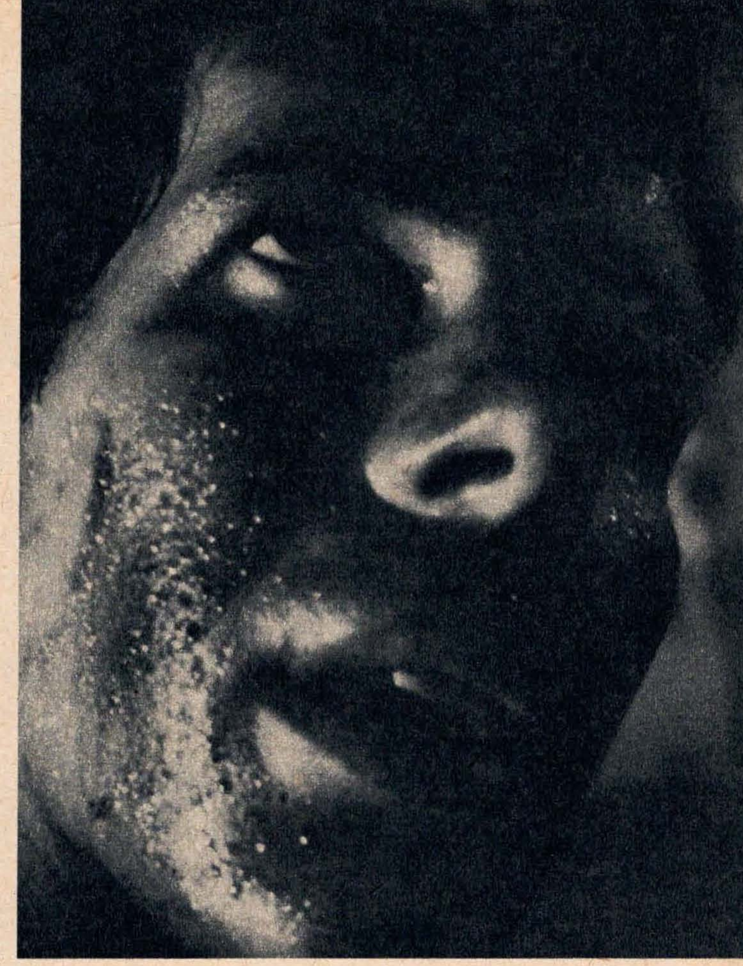
Der Kommandant rechnet.



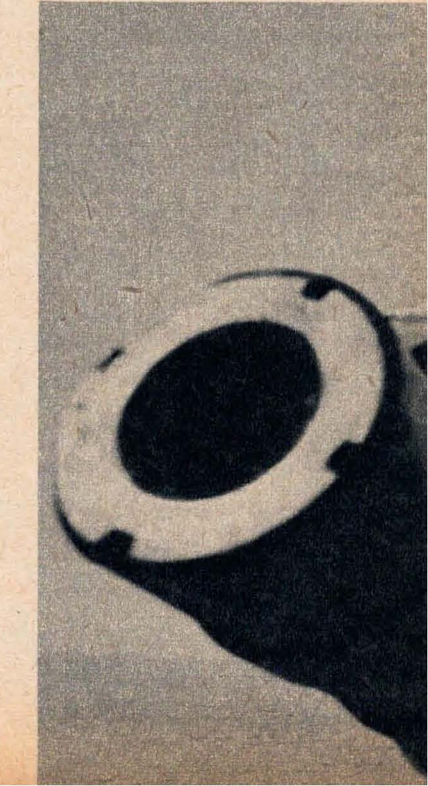
beugte sich außenbords. Er spuckte seinen Mageninhalt in die See. Er blieb nicht der einzige. Auch andere opferten so ihr Abendbrot mitten in der Nacht. Auf diese Art ging schon vielen die Romantik an der Seefahrt verloren.
Alle Mann standen auf Gefechtsstation. Pausenlos lief das Boot befohlenen Kurs. Hin und wieder reichte der Smut Kaffee herum. Es wurden auch hastig Brot und Wurst gegessen.
Ich kämpfte mich zur Brücke vor. In der Brücke hing der kalte Rauch von Zigaretten. Der Kommandant errechnete Angriffswinkel, der Leitende Ingenieur überwachte den Lauf der Maschinen. Der 1. Wachoffizier hielt ein offenes Auge auf die Arbeit des Stuermannsmaaten, das andere Auge schlief. Ich schlüpfte durch ein Schott auf den Fahrstand. Wir fuhren und manövrierten seit neun Stunden. Irgendwann sollte der Torpedoangriff gefahren werden. Aber wann? Die Spannung hielt hellwach. Der Steuermannsgast im Fahrstand ging seit neun Stunden Ruder. Vom Gesicht konnte ich nur Augen und Nase erkennen.

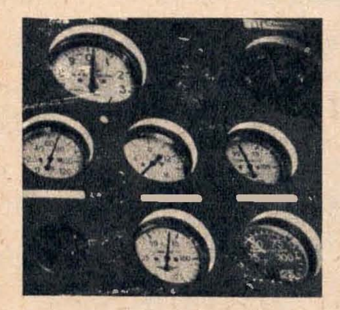
Es war gegen 4 Uhr. Plötzlich hingen rechts seitlich von uns Leuchtkugeln am Himmel. Zielzeichen. Fliegeralarm! Luftziele im Anflug! Der Steuermannsgast hielt Kurs. Ein anderer bekam Arbeit: der 1. Artilleriewaffenleitgast, Stabsmatrose Wilke. Er stand am optischen Visier der synchrongesteuerten Zwillingskanonen. In der fahlen Dämmerung sah ich die Bugwaffen seitwärts schwenken. Im gleichen Moment lösten sich zwei Feuerstöße. Im Rückstoß vibrierte das ganze Boot. Die perlende Leuchtspur durcheilte genau den Zielsektor und erlosch irgendwo. Treffer! Neue Zielzeichen. Die Leuchtkugeln standen jetzt hinter uns. Die Rohre der Heckwaffen schwenkten von Steuerbord zurück, und wieder perlte die Leuchtspur durch den Zielsektor. Die Handschrift des 1. Artilleriewaffenleitgastes war unmißverständlich. Sie war stets gleichbleibend. Der Stabsmatrose sagte es mir später. In ihm lernte ich einen jungen Genossen kennen, der sich nicht daran erinnern konnte, je ein Schießen mit weniger als der Note 1 beendet zu haben.





Hinter seinem Können entdeckte ich hartnäckigen Fleiß und ein Stück sozialistischer Soldatenkameradschaft, wie sie auf den Booten üblich ist.
Vor zwei Jahren war der Genosse Wilke an Bord gekommen. Zwei Genossen hatten ihn in ihre Mitte genommen, der Funkmeßwaffenleitmaat und der damalige 1. Artilleriewaffenleitgast. Durch ihre Hilfe, vereint mit strenger Ausbildung, beherrschte er bald die Zwillingsgeschütze des Bootes. Er konnte sie ebenso treffsicher von Hand steuern, wie es sonst mittels Funkmeß geschah. Ihm widerstanden weder die Geheimnisse der Technik, noch die der Schießlehre.
Genau 36 Stunden später erlebte ich, wie er klopfenden Herzens den Weg zur Offiziersmesse ging. Er hatte vor Wochen den Antrag gestellt, Kandidat der SED. zu werden. Der Antrag war gebilligt worden. Er sollte nun dazu vor der Parteiorganisation sprechen. Die Messe war brechend voll. Im Namen ihrer Parteikollektive hießen fünf Genossen den Antrag gut. Dann bat man ihn, das Wort zu nehmen. Er sprach zwei oder drei Sätze. Sagte, als Arbeiter gehöre er in die Partei. Wie sonst, so fragte er, solle er für ihre Politik, die sich mit seinen Ansichten decke, am besten einstehen können. Hochroten Kopfes setzte er sich wieder. Noch nie hatte er so entscheidende Worte gesprochen. Alle stimmten für ihn.
Unter den Parteimitgliedern entdeckte ich den Steuermannsgasten wieder. Er hatte mich an Bord im eisigen Wind auf dem Fahrstand beeindruckt. Jedes Manöver, jede Korrektur des Kurses gab er in die Fahrt des Bootes ein. Er hielt es in seinen Händen, mit über zehntausend PS, vier Torpedorohren und den rund zwei Dutzend Männern an Bord. Knapp zwanzig, war er die Person des Steuermannes auf diesem Boot. Meine Überlegungen hätten ihn bestimmt zum Lächeln gebracht. Sie waren für ihn, der in den zwei Jahren seiner Fahrenszeit fünftausend Seemeilen Ruder gegangen war nicht mehr der Rede wert.
Nach dem Fliegeralarm, mitten in der zehnten Stunde seiner Wache, gegen 5 Uhr, führte er das Boot auf den Kurs für den Torpedoangriff. Während ich die roten rissigen Hände betrachtete, die das nachgedunkelte Holz des Steuerrades





umspannten, dachte ich, daß er in wenigen Minuten als Letzter über den Erfolg des Torpedoschießens entscheiden würde. Eine Abdrift vom Kurs, für Sekunden von ihm unbemerkt, ließe den Torpedo von der berechneten Bahn abweichen. Später bestätigte er mir, rein theoretisch wäre das möglich, praktisch kaum. Ich war anderer Meinung. Er entgegnete, darüber bedürfe es keiner Worte, strengste Disziplin und unbedingte Zuverlässigkeit seien selbstverständlich, das habe man so drin. Nach einer Pause fügte er dazu: „Das wurde mir anerzogen." Mehr ging dem Stabsmatrosen Reinhard Koppka nicht von den Lippen. Kein Wort, daß er dafür hart gearbeitet hatte.

Ich wußte in seiner Kammer ein Buch voller Aufzeichnungen für seine seemännische Laufbahn. Die waren sorgfältig und in vielen Stunden der Freizeit aus Fachbüchern zusammengetragen worden. In Dutzenden Prüfungen war er mit diesem Wissen erfolgreich geblieben, hatte es weiter ergänzt und auf den tausenden Seemeilen praktiziert.

An all das erinnerte ich mich, als ich ihn unter den Parteimitgliedern wiedertraf. Im politischen Empfinden dieser Männer, in ihrem parteilichen Denken fand ich die Antwort auf Reinhard Koppkas Selbstdisziplin und sein „unbedingt zuverlässig" und erhielt Auskunft über die, die ihm das anerzogen hatten.

Wir waren zwei Tage auf See. Unser Boot bestand alle Prüfungen bei Tag und Nacht mit der Note 1. Als wir in der sinkenden Sonne den Stützpunkt anliefen, lagen 195 Seemeilen eines harten Seetörns hinter uns.



Trägt die Munitionslast wie Spargelstangen: Der 1. Artilleriewaffenleitgast.



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Soldat-Soldatin?

Petra Höhne aus Weimar fragt: „Was halten die Soldaten von weiblichen Unteroffizieren, wenn sie sie sehen?" und Nicole Klee aus Magdeburg ergänzt: „Was sagen die Jungs dazu, wenn sich ihre Mädchen zum Dienst in der NVA melden?"
Wir reichen diese Fragen an Sie weiter. Bitte schreiben Sie uns.



Mir ist aufgefallen

...daß Ihr nun schon seit vielen Monaten mehr und ausführlichere Beiträge aus unseren sozialistischen Bruderarmeen bringt. Ich finde das sehr lobenswert. Dadurch lernt man unsere Waffenbrüder, mit denen uns gemeinsame Klasseninteressen verbinden, viel besser kennen. Nirgendwo sonst kann man über sie so viel und so anschaulich lesen.
Oberleutnant R. Linke

Joghurtiges

In unserer MHO-Verkaufsstelle kommt es vor, daß Joghurt noch zwei Tage nach dem aufgedruckten Datum verkauft wird. Ist das erlaubt?
Gefreiter Harry Baum

Ja, denn diese Zeitspanne bewegt sich in der zulässigen Garantiefrist für Molkereierzeugnisse. Sie beträgt für Joghurt plus 60 Std., für Trinkmilch plus 12 Std., für Kakaotrunk plus 12 Std. und für Buttermilch plus 18 Std. zum deklarierten Wochentag.

Sie gehen noch zur Schule

...und interessieren sich für das Leben der Soldaten. Deswegen möchten sich Tilo Gräser aus 58 Gotha, Humboldtstr. 59, mit einem mot. Schützen, H. Manthey aus 22 Greifswald, Wilhelm-Pieck-Allee 52, mit einem Grenzsoldaten, Bernd Handtke (12) aus 2034 Tutow/Demmin, Dammstr. 26 mit einem Panzerkommandanten, Olaf Klug aus 4203 Bad Dürrenberg, Heinrich-Heine-Str. 17, mit einem Berufssoldaten schreiben.

Restlos ausverkauft

...war schon wenige Tage nach Erscheinen des Heftes 8/75 die darin abgedruckte und zum Erwerb eines Originals angebotene Grafik „Das Päckchen" von Roland Berger. Das allen zur Antwort und Erklärung, deren Bestellungen wir leider nicht realisieren konnten.

Fliegende „Fünflinge"

Es soll mal sogenannte Mistelflugzeuge gegeben haben. Was ist darunter zu verstehen?
Torsten Zwinkau, Leisling

Das waren Versuche, mit einem größeren Flugzeug mehrere kleinere, meistens Jagdflugzeuge, zu befördern. Wegen der geringen Flugweite wurden die „Trabanten" möglichst nahe an den Einsatzort gebracht und dort aus dem Flug gestartet. Solche Versuche wurden in den 20er und 30er Jahren in mehreren Ländern gemacht. Man nannte sie „Mistelflugzeuge", „Vater und Sohn", „Huckepack" oder auch „Beethoven". Unser Foto zeigt das damals in der Sowjetunion erprobte Projekt „Sweno", bei dem der schwere Bomber TB-3 fünf Jagdflugzeuge vom Typ I-15 (Doppeldecker) und I-16 mit sich führte.

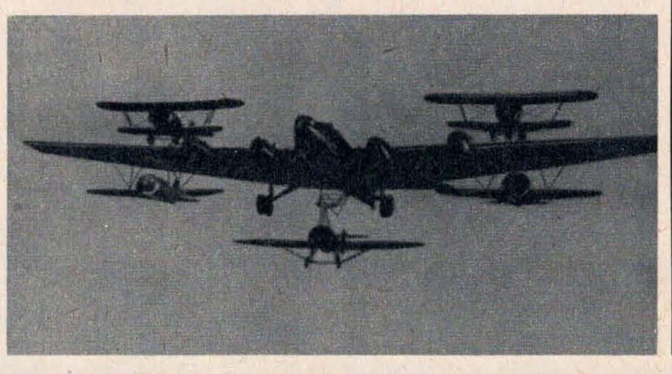
Eine Possenfigur als Pate

Ich hörte, daß der Begriff Chauvinismus einem Theaterstück entstammt.
Stabsgefreiter R. Schubert

Da haben Sie richtig gehört. Er ist vom Namen des Grenadiers Chauvin abgeleitet, einer komischen Gestalt aus der französischen Posse „Die dreifarbige Kokarde". Chauvin betet darin Napoleons Eroberungspolitik an. Daraus entstand die jetzige Bedeutung des Wortes Chauvinismus als eines extremen Nationalismus, als Politik zur Unterdrückung anderer Völker und Stiftung nationaler Feindschaft, als Pochen auf nationale Exklusivität und als Rassismus.

Musik, Tanz und Bücher

...sind die Interessengebiete von Christine Klützke (17) aus 1211 Klienitz-Dorf im Kreis Seelow, die darüber – aber zweifelsohne nicht nur – mit einem Soldaten oder Matrosen in regen Briefwechsel treten möchte. Cornelia Laxy (21) aus 1615 Zeuthen, Friesenstr. 19, ist Operator in einem Rechenzentrum und hat wegen ihres Schichtdienstes wenig Zeit, Bekanntschaften zu schließen, so daß sie es auf brieflichem Wege versucht. Weiter kann geschrieben werden an: Monika Creutzer (17) aus 7024 Leipzig, Taubestr. 26 – Marina Kelz aus 8801 Oberseifersdorf, Nr. 11 – Cornelia Weigelt aus 122 Pritzwalk, Doerfelstr. 6 – Johanna Kautzky (24) aus 4852 Deuben, Tockau 3 – Regina Schönfeld (17) aus 753 Koschendorf – Karin Pilny (17) aus Siewisch – Sonja Henker (18) aus Dresden, Am Urnenfeld 23/14-09, die sich für Literatur, Natur und Fotografieren interessiert – Gisela Schmidt (29) aus 4371 Edderitz, Thomas-Müntzer-Ring 18 – Erika Kolwitz (25) aus 34 Zerbst, PSF 35 – Kornelia Hecker (19) aus 56 Leinefelde/Eichsfeld, Otto-Nuschke-Str. 2 – Eleonore Schulz (16) aus 75 Cottbus, Georg-Dix-Str. 1 A – Marlies Strassenburg aus 22 Greifswald, Franz-Mehring-Str. 26 – Marion Thomschke aus 72 Borna, Tummelwitzerstr. 9 – Gerlinde Liebenthal aus 233 Bergen-Süd, Wilhelm-Pieck-Ring 17 – Und



schließlich sind da mit Jutta Ziesing (19), Sigrid Bohmberg (19) und Ute Heidtmann (18) drei unternehmungslustige Studentinnen, die sich Soldatenpost wünschen. Ihre gemeinsame Adresse: 5302 Bad Berka, Medizinische Fachschule, Heinrich-Heine-Allee 4.

Vom Standesamt



. . . begeben sich die jungvermählten Paare in der Sowjetunion zum örtlichen Mahnmal für die gefallenen Helden des Großen Vaterländischen Krieges, wo die junge Frau ihren Brautstrauß niederlegt. Dieses Foto machte ich in Ordshonikidse, als ein Leutnant mit seiner jungen Frau den Kämpfern gegen den Faschismus und für die Verteidigung des Vaterlandes ehrende Reverenz erwies.

Ernst Hellner, Schönbach

Suchen zwecklos

Seit Wochen halte ich Ausschau nach den neuesten Dienstgradabzeichen für Unteroffiziere. Leider konnte ich sie nicht entdecken. Warum? Genosse Flegel schrieb unlängst (AR 5/75, S. 91) von „Schulterstücken eines Unteroffiziers". Meines Wissens tragen Unteroffiziere aber Schulterklappen.

Adolf Peter, Berlin

Superspitzenklasse

. . . war Eure Septemberausgabe Besonders gefallen hat mir die Reportage „Mensch und Technik", die Jochen Petersdorfsche Umfrage und „Das Rampenquartett"

Soldat Reinhard Blemke

Hilferuf eines hilfsbereiten Bibliothekars

Vergeblich suche ich für einen Leser Literatur mit farbigen Abbildungen der verschiedenen Truppengattungen aus den Befreiungskriegen 1806 bis 1813. Der Kollege gestaltet Zinnfiguren-Dioramen und möchte die Uniformen, Standarten, Fahnen, Satteldecken und ähnliches historisch getreu darstellen. Wer kann ihm helfen?

Heinz Kießling, Leiter der Gewerkschaftsbibliothek des VEB Oberlausitzer Textilbetriebe, 88 Zittau, Äußere Oybiner Str. 16

ar

Militärische Luftkissenfahrzeuge

. . . und Tragflügelboote gehören zu den neuesten Entwicklungen auf militärtechnischem Gebiet. AR stellt sie im nächsten Heft in Wort und Bild vor. Außerdem berichtet das Soldatenmagazin über den Einsatz von Regulierern bei einer Winterübung, die bewaffneten Kräfte der palästinensischen Befreiungsorganisation PLO, Artilleristen der tschechoslowakischen Volksarmee und ein internationales Matrosen-Sportfest. Die AR-Waffensammlung macht mit Schützenpanzern bekannt und zeigt sie mit farbigen Röntgenschnitten. In der aktuellen Umfrage wird nach (militarischen) Kolumbuseiern gesucht. Eine Bildreportage führt hinter die Kulissen des Cottbusser Kabaretts „Die Nachbrenner" und ein feuilletonistischer Bericht zur „Riesenschlange von Sofia". AR befaßt sich mit dem geplanten Einsatz von LSD als Angriffswaffe durch den USA-Imperialismus. Eine Kurzgeschichte schildert „Wege zu Peggy". Es gibt eine neue Folge von „Gerd und Gerda" sowie eine Leserdiskussion über Belobigungsknausrigkeit. Das doppelseitige Farbposter ist mit einem Motiv aus dem Dienst der Grenztruppen der DDR gestaltet. Auf dem Rücktitel: Marita und Rainer.

1

Umweltprobleme

Vor einiger Zeit haben wir unsere neue Kaserne bezogen: Helle, freundliche, modern eingerichtete Unterkünfte mit Fernheizung. Kein Vergleich mit den Kübeln von Kohlenstaub, den der Schornstein in unserer alten Kaserne ausgestoßen hat. Wir konnten bohnern, fegen, wischen – der Dreck nahm kein Ende. In diesem Zusammenhang tauchte bei uns die Frage auf, wieviel Umweltverschmutzendes so im Jahr auf die Menschheit herabfällt. Wissen Sie es?

Gefreiter Udo Wehge

In der sowjetischen Zeitschrift „Sputnik" fanden wir folgende Angaben: Jährlich stoßen die Industriebetriebe der Welt 32 Mrd. Kubikmeter ungereinigte Abwässer, 250 Mio Tonnen Staub und 70 Mio Kubikmeter giftige Gase aus. Während in den sozialistischen Ländern große Anstrengungen zum Umweltschutz unternommen werden, finden solcherart Maßnahmen in den imperialistischen Staaten ihre Grenzen am Profitinteresse der Monopole.



. . . und Ordnungsstrafen für Umweltverschmutzer

Im Übungsgelände (Waldgebiet) habe ich zugegebenermaßen etwas „Müll" hinterlassen. Ist es richtig, daß mir ein dazu ermächtigter Mitarbeiter des örtlichen Militärforstwirtschaftsbetriebes 5 Mark Strafe abknöpfte?

Gefreiter Ullrich Bauer

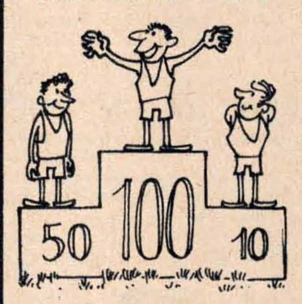
Das ist zu Recht geschehen. Bei geringfügigen Ordnungswidrigkeiten sind o. a. Mitarbeiter berechtigt, entsprechend der Anordnung vom 11. März 1969 über den Schutz und die Reinhaltung der Wälder Verwarnungen mit Ordnungsgeld – auch gegenüber Angehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR – in Höhe von 1, 3, 5 oder 10 Mark auszusprechen.

Resümee

Bald geht mein Grundwehrdienst zu Ende. Meine Vorgesetzten hatten es besonders am Anfang manchmal nicht leicht mit mir. Als Einzelkind war ich von meinen Eltern verwöhnt worden. Hier mußte ich nun vieles selbst tun und entscheiden. Das fiel mir nicht immer leicht – vor allem das Einordnen ins militärische Kollektiv, die bedingungslose Erfüllung von Befehlen. Aber sobald ich in Konflikt geriet, half mir das Kollektiv, halfen mir auch die Vorgesetzten. Sie haben mir so manche Flausen ausgetrieben. Durch die Erziehung in den nun bald anderthalb Jahren bin ich gewissermaßen ein neuer Mensch geworden.

Gefreiter Peter Sehmig

Schätzen Sie mal!



Kurz vor Jahresende gibt Ihnen die AR noch etwas zum Raten auf. Schätzen Sie mal (und schreiben Sie uns bis zum 20. Dezember 1975):

1. Wieviel Leser in diesem Jahrgang in unserem Postsack, in der aktuellen Umfrage und auf der Seite 3 (Was ist Sache?) mit ihren Meinungen oder Anfragen unmittelbar zu Wort gekommen sind?
2. Wie lang die Strecke wäre, wenn man alle 1975 verkauften Exemplare des Soldatenmagazins aneinanderreihen würde?
3. Wieviel Fotos in den zwölf Heften dieses Jahrgangs veröffentlicht worden sind?

Noch zu Weihnachten 1975 losen wir unter den Einsendern, die richtig geschätzt haben oder den richtigen Zahlen am nächsten kommen, 37 Gewinne aus. Und zwar: Dreimal 100 Mark, viermal 50 Mark und dreißigmal 10 Mark. Die Auslosung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Unsere Adresse finden Sie links oben auf den vorhergehenden Seiten.

Wer

...besuchte mit mir gemeinsam in der Zeit von 1952 bis Oktober 1955 den Offizierslehrgang bei der Dienststelle der KVP Dresden III? Bitte melden bei

Major d. R. Joachim Götschmann, 8030 Dresden, Franz-Lehmann-Str. 4

20 Jahre NVA

In wenigen Monaten begeht unsere NVA ihren 20. Jahrestag. Was kann man dazu aus dem Militärverlag der DDR erwarten?

Barbara Kruse, Krauschwitz

Unter dem Titel „Vereint unbesiegbar" erscheint eine etwa 240 Seiten umfassende Bilddokumentation mit zahlreichen, teils farbigen, Fotos. Von Oberstleutnant Walter Flegel ist das Buch „Ein Katzensprung" zu erwarten – ein Band mit acht Erzählungen, in denen hauptsächlich sozialistische zwischenmenschliche Beziehungen unter den Bedingungen des Truppendienstes gestaltet werden.

AR-MARKT

Suche:

AR 1960 bis 1972, Typenblätter von Kriegsschiffen (Baujahr 1935 bis 1975), Panzern, Jeeps und Flugzeugen sowie Uniformen der Geschichte (ab 1806 bis 1945) gegen Bezahlung.
R. Grunwald, 69 Jena, Lutherstr. 8

AR 1 bis 3/1975.
Maik Oberschmidt, 75 Cottbus, Am Nordrand 31

AR 1970 bis 1975, Militärtechnik 1970 bis 7/1975, Flieger-Revue ab 1968 sowie Bilder von Flugzeugen.
Uwe Henke, 89 Görlitz, Wielandstr. 18

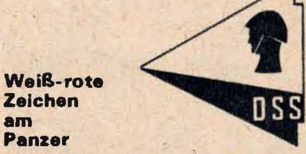
AR ab 1972.
Thomas Zimmermann, 7422 Geißnitz, August-Bebel-Str. 33

Biete:

AR 4 bis 12/1970, 1 bis 11/1971, 1 sowie 3 bis 12/1972, 1 bis 10/1973, 2 bis 7 und 9 bis 12/1974 sowie 1 bis 6/1975.
W. Karbe, 104 Berlin, Scharnhorststr. 36

Marinekalender 1973 und „Handbuch der Kanoniere".
R. Grunwald, 69 Jena, Lutherstr. 8

AR 1966 ohne Hefte 2, 5 und 7, 1967 und 1968 ohne Heft 7, 1969 bis 1974.
Osmar Sachse, 88 Zittau, Zeichenstr. 12



Weiß-rote Zeichen am Panzer

Bei einem Besuch im polnischen Regiment „Deutsche Antifaschistische Kämpfer" in Gubin entdeckten wir an den Panzern weiß-rote dreieckige Wimpel mit der Aufschrift „DSS". Was bedeutet das?

Unteroffizier Dietrich Hansmann

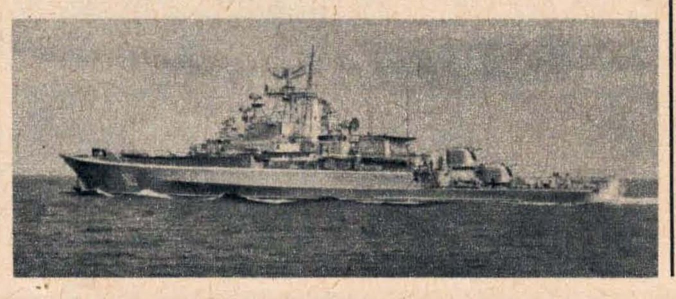
Die Abkürzung heißt „druzyna sluzby socjalisticznej", zu deutsch „Gruppe des sozialistischen Dienstes" (Abbildung). Mit diesem Ehrentitel werden Kollektive ausgezeichnet, in denen jeder das Bestenabzeichen besitzt, keiner bestraft wurde und der Leistungsdurchschnitt die Note 1 bis 1,25 (nach unserer Wertung) beträgt. Scheiden zwei Drittel oder mehr Angehörige aus dem Kollektiv aus, geht der Titel verloren.

Kreuzer und Zerstörer

Worin besteht der Unterschied zwischen Kreuzer und Zerstörer?

Andreas Winkler, 1407 Lehnitz

Kreuzer haben bis zu 20000 ts Wasserverdrängung. Sie sind u. a. mit Artillerie-, Raketen-, U-Abwehr- und Torpedowaffen ausgerüstet und gehören zu den größten Kampfschiffen der Seestreitkräfte. Zerstörer dagegen haben etwa 3000 bis 5000 ts Wasserverdrängung. Sie sind u. a. zur Bekämpfung von Schiffen und Booten, zur Sicherung von Flugzeugträgern, Kreuzern, Geleiten und Landungsverbänden bestimmt und dazu mit entsprechenden Waffen bestückt. Unser Bild zeigt den sowjetischen Raketenzerstörer „Dostoini".



Blütenlese

Auch in diesem Jahr steuerten AR-Leser wiederum, allerdings unfreiwillig, so manches Briefkuriosum zu unserer Silvesterfeier bei. Viel Spaß bei dieser Blütenlese!

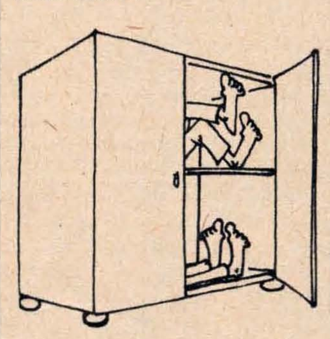
Wenn Sie schon Frauen, die wenig an haben, im Heft bringen und den Lesern den Mund wäßrig machen, könnten die dann nicht wenigstens farbig sein?
Hartmut K.

Woher wußten Sie, daß ich auf Fallschirmjäger stehe?
Brigitte L.

Es existieren weiterhin bei vielen Genossen Unklarheiten über auftretende Meinungen.
Gefreiter Klaus M.

Ich lese die AR nur gelegentlich, wenn sie mal herumliegt. Am Wochenende fiel mir die Nr. 3/74 in die Hand, also ein „Oldtimer". Was ich da las, hat mir fast die Hosen ausgezogen.
Gefreiter Karl G.

Ich war vor einem halben Jahr auf Unteroffiziersschule und mit einem Genossen in einem Schrank. Aber nach der Versetzung haben wir uns nicht mehr gesehen.
Unteroffizier Ä.



Ich würde mich wirklich sehr freuen. Aber nur gegen gute Bezahlung.
Robert P.

Ich bin zwar schon 55 und habe 5 Kinder und 8 Enkelkinder. Aber das nur nebenbei.
Elisabeth M.

Trotz vieler Bemühungen gelingt es mir nicht, den Verlust neu zu erwerben.
Unterfeldwebel L.

Ich bin Soldatensammler. Mir fehlen noch zwei Fallschirmjäger der Sowjetarmee.
Roger K.

Ob Ihr ein paar Adressen habt? Groß sollen die Matrosen sein, mindestens 1,80 m. Haarfarbe ist egal – außer rot.
Marina Z.

IM DEZEMBER IN DEN KINOS



Eine Pyramide für mich

Wer träumt wohl nicht gelegentlich davon, eine „Pyramide" für sich zu errichten, etwas, das von Geleistetem berichtet, um es für später zu bewahren? Und wenn man sich nach Jahren an Dinge, an Taten und Leistungen erinnert, die man für seine „Pyramide" hielt – wie wenig bleibt da oft noch übrig...
Solche Gedanken kommen einem, wenn man den neuen Farbfilm der DEFA, „Eine Pyramide für mich", sieht. Er entstand nach dem gleichnamigen Roman von Karl-Heinz Jakobs unter der Regie von Ralf Kirsten. Roman wie Film erzählen von jungen Leuten, die sich in den ersten Nachkriegsjahren freiwillig zum Talsperrenbau meldeten. Der Bau war damals eine gewaltige Leistung, denn es wurde nicht gebaggert, sondern geschippt. Und Opfer wurden gebracht. Viele Dorfbewohner mußten damals den angestammten Hof aufgeben und umgesiedelt werden, weil das Land überflutet werden sollte.
Einer der Jugendlichen von damals, Paul Satie, heute Professor und Familienvater, kommt noch einmal zurück, dorthin, wo sie damals in jugendlichem Überschwang aus übriggebliebenem Beton eine kleine Pyramide errichtet hatten mit der stolzen Inschrift „...ewiger Ruhm unserer Brigade..." Er ist hierher zurückgekommen, weil er auf einer Konferenz im Nachbarort ein Gutachten verlesen will über Notwendigkeiten und Möglichkeiten eines neuen Staudammbaus. Satie kommt zurück, begegnet der Vergangenheit, den Freunden von damals, findet die Inschrift „...ewiger Ruhm..." bemoost, die Pyramide vom Unterholz fast zugewachsen. Und Satie trifft auch auf junge Leute. Sie sind heute so jung und oft auch so radikal in ihren Ansichten und Forderungen, wie Satie es vor einem Vierteljahrhundert auch war. „Zu klein, euer Staudammprojekt", sagen sie. „Hier ist das ideale natürliche Becken! Die ganze alte Stadt muß weg, alles muß neu gemacht werden, – modern, großzügig, zukunftsorientiert. Laßt uns nur machen!"
Es ist ein großer Vorzug dieses Films, daß er Vergangenes weder verniedlicht noch heroisiert, sondern ein sehr genaues, unsentimentales, realistisches Bild gibt. Er bleibt nicht bei der Beschreibung der Vergangenheit stehen, sondern charakterisiert sie als einen Abschnitt unserer Entwicklung, auf deren Erfahrungen und Leistungen wir heute aufbauen, die „Pyramiden" unserer Tage errichten.

Hb.

Sintflut (I. Teil). Das an Abenteuern und Irrwegen reiche Schicksal eines polnischen Adligen vor dem Hintergrund der Geschichte seines Landes.

Passen wir zusammen, Liebling? Eine Liebes- und Ehekomödie aus der ČSSR mit Jana Brechova und Vlastimil Brodsky.

Der Spatz von Paris. Dieser Musikfilm aus Frankreich zeigt die erbärmliche Jugend der leider viel zu früh verstorbenen Chansonette Edith Piaf.

Sie haben das Wort. Ein spannender Film über konterrevolutionäre Umtriebe auf Kuba. Die Agenten sagen vor Gericht aus.

Haben Sie den Arzt gerufen? Junge Absolventen, frisch diplomiert, machen ihre ersten tastenden Schritte in die Praxis. Ein sowjetischer Gegenwartsfilm.

Oberleutnant K.-H. Melzer

Wie die Bundeswehr entstand



2. Januar 1956. Die ersten Kompanien der Bundeswehr beginnen an diesem Tag offiziell mit der Ausbildung. Sie nennen sich Lehrkompanien. Aber kaum einer ihrer Angehörigen steckt zum ersten Mal im Soldatenrock. Von den höheren Dienstgraden haben viele gar seit 15 oder 20 Jahren kein Zivil mehr getragen. . .
Nach der Schlacht bei Stalingrad verbreitete sich auch in maßgeblichen Kreisen des faschistischen Deutschlands die Einsicht, daß die Rote Armee von der Hitler-Wehrmacht nicht mehr zu besiegen, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Sie trachteten nach einem Separatfrieden mit den Westmächten. Geheimverhandlungen fanden statt. Die Chefs der Spionagedienste knüpften Verbindungen. Und zur selben Zeit, da Tausende Menschen zum Sterben in den „totalen Krieg" gejagt wurden, berieten Großindustrielle, Bankdirektoren und SS-Generale mit Vertretern des USA-Imperialismus, wie trotz der unvermeidbaren militärischen Niederlage die Interessen des deutschen Monopolkapitals gewahrt werden könnten. Dabei spielten nicht nur geschäftliche Verflechtungen eine Rolle. Auch direkte verwandtschaftliche Beziehungen. So z. B. jene, die über die Familie Zinsser zwischen der amerikanischen Morgan-Bank, dem späteren Hohen Kommissar der USA in der BRD, John Jay McCloy, dem ehemaligen Direktor der Deutschen Bank und ersten BRD-Kanzler, Konrad Adenauer, bis zu den deutschen Finanzkreisen bestanden.
Was auf solchen Geheimkonferenzen über die Zukunft der faschistischen Wehrmacht im Detail ausgehandelt wurde, ist nicht bekannt. Auf Protokolle war wohl aus leicht erklärlichen Gründen verzichtet worden. Bekannt wurde allerdings beispielsweise, daß ein Oberst Winlop vom amerikanischen Kriegsministerium bereits am 27. Juli 1943 angewiesen hat, unter den faschistischen Kriegsgefangenen „gute Deutsche" auszuwählen. „Wir Amerikaner wollen in Deutschland und Europa Ordnung herstellen, und dazu brauchen wir eine große Anzahl Menschen, die im Geist und in den Anschauungen uns verwandt sind." Er fügte hinzu, daß sich die Faschisten, obwohl sie „unpopulär" seien, für die Amerikaner jedoch als „nützlicher und bequemer" erweisen könnten als Antifaschisten und Demokraten. Und während es in den Gefangenenlagern unter den Augen der amerikanischen Wachmannschaften zu einer Reihe mysteriöser „Todesfälle" bei solchen Gefangenen kam, die aus ihrer antifaschistischen Einstellung kein Hehl gemacht hatten, wurden die Auserwählten als Leiter künftiger westdeutscher „Sicherheitsabteilungen" geschult.
Auch Großbritannien traf seine Maßnahmen. „Noch bevor der Krieg zu Ende war und als sich die Deutschen zu Tausenden ergaben, habe ich Lord Montgomery angewiesen, die diesen Deutschen abgenommenen Waffen zu sammeln, damit sie schnellstens wieder an die deutschen Soldaten verteilt werden könnten", erklärte der damalige britische Premierminister Winston Churchill 1954.
Natürlich war man im faschistischen Deutschland selbst ebenfalls nicht untätig. Im Dezember 1944 wurde eine Gruppe ausgesuchter Offiziere der Kriegsakademie beauftragt, eine Studie darüber auszuarbeiten, wie die Nazi-Wehrmacht nach der Kapitulation erhalten und wiederaufgebaut werden sollte. Als am 5. Mai 1945 die Kriegsakademie an den US-General Patton



übergeben wurde, befand sich bei den Unterlagen auch der detaillierte Plan für den Aufbau neuer Streitkräfte des deutschen Imperialismus. Die eifrigsten seiner Schöpfer wurden, schon in amerikanischer Gefangenschaft, noch zum nächsthöheren Dienstgrad der faschistischen Wehrmacht befördert.
Lange bevor die Hitler-Armee kapitulieren mußte, war die neue Wehrmacht also bereits im Entstehen. Das allein sagt alles über ihren politischen und militärischen Auftrag.
„Unsere politische Linie ist klar. Wir müssen mit den Westmächten zusammengehen, nur in der Zusammenarbeit mit ihnen können wir darauf hoffen, später unser Land von den Russen wiederzugewinnen", sagte im Mai 1945 in einer Rundfunkansprache Admiral Karl Dönitz, Hitler-Nachfolger und späterer BRD-Bürger. „Dönitz zögerte daher, als ihm am 30. April die Nachfolge Hitlers zufiel, das Kriegsende hinaus, um zurückflutenden Truppen noch Gelegenheit zu geben, die Linien der Westalliierten zu erreichen." So schilderte sein letzter Adjutant, Kapitän a. D. Walter Lüdde-Neurath, den ersten Schritt dieser Zusammenarbeit. Wievielen Menschen mag so schon die Vorbereitung der Bundeswehr in den letzten Kriegstagen noch das Leben gekostet haben?
Den meisten Generalen und Generalstabsoffizieren hingegen gelang es aber dank der Dönitzschen Verzögerungstaktik, unbeschadet bei den Westmächten in Gefangenschaft zu gehen. Unter deren Schirmherrschaft konnten sie ungestört ihre Vorbereitungen für das Wiedererstehen imperialistischer deutscher Streitkräfte betreiben. So entstand in Allendorf bei Marburg, angeblich um eine „Kriegsgeschichte" abzufassen, die sogenannte deutsche Gruppe bei der Deutschen Sektion der Historical Division beim europäischen Hauptquartier der US-Streitkräfte. Geleitet von Hitlers Generalstabschef Franz Halder arbeiteten die faschistischen Generalstäbler ihre Ostfronterfahrungen für eine neuerliche Aggression gegen die Sowjetunion auf. Aus dieser Gruppe ging 1947 die „Kommission Sachverständiger für die Geschichte des zweiten Weltkrieges" mit Sitz in Königstein (Taunus) hervor. Sie erhielt im Februar 1949 u. a. den Auftrag, einen Operationsplan auszuarbeiten, nach dem in einem neuen Blitzkrieg Berlin in einem Tag, Szczecin in zwei und Warszawa in drei Tagen erobert sein sollte. Der Arbeitsstab Halder fungierte als eine Art Operationsabteilung für den künftigen Generalstab.
Unter der britischen Besatzungsmacht bestand auch nach der bedingungslosen Kapitulation die faschistische Heeresgruppe Müller unter der Bezeichnung Heeresgruppe Nord in der alten Struktur fort. Insgesamt existierten in dieser Zone deutsche Heeres-, Luftwaffen- und Marineformationen in einer Gesamtstärke von 293000 Mann weiter. Sie wurden nach den Wehrmachtsnormen besoldet, trugen die alten Uniformen, Rangabzeichen und Orden, führten militärische Übungen durch. Erst nachdem die Sowjetunion im November 1945 dagegen protestierte, sah man sich gezwungen, diese Einheiten formal aufzulösen. 142000 Mann verblieben aber dennoch in der „German Service Organization".
Zu dieser Zeit gab es bei allen westlichen Besatzungsmächten ähnliche Formationen der faschistischen deutschen Wehrmacht. Sie waren als sogenannte Dienstgruppen, Arbeitskommandos oder Industriepolizei getarnt. Ihre Stärke betrug 1950 insgesamt 201 000 Mann. Am 4. August 1950 schrieb die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" frohlockend: „Es kann leicht sein, daß der 2. August 1950 als ein Tag von hoher Bedeutung in die Geschichte der Nachkriegszeit eingeht. An diesem 2. August hat zuerst eine Regierung der westlichen Staaten, und zwar die mächtigste von ihnen, ihren Entschluß zur Wiederbewaffnung Deutschlands bekanntgegeben: Die Amerikaner werden in Deutschland Tausende von Mitgliedern der Arbeitskompanien bewaffnen."

Wie dem Dienstplan einer solchen in Koblenz stationiert gewesenen Kompanie zu entnehmen war, hat sie sogar an kriegsmäßigen Manövern teilgenommen. „Fast eine halbe Million deutscher Männer ist zu irgendeinem Zeitpunkt durch die Dienstgruppen der Briten, Amerikaner, Franzosen oder Belgier gegangen." So stellte eine in der BRD erschienene Geschichte dieser Dienstgruppen fest.
Im Plan der faschistischen Kriegsakademie aus dem Jahre 1944 war u. a. auch festgelegt worden, daß sich eine Anzahl ausgewählter Offiziere nach Kriegsende zunächst eine zivile Existenz aufbauen sollte, um danach Verbindung miteinander aufzunehmen, sich zu organisieren und so ein Netz schnell einsatzbereiter Offiziere zu schaffen. So geschah es dann auch. Wehrmachtsoffiziere, die zumeist bei früheren Rüstungsfirmen als Industrieberater oder an Universitäten als Studierende untergetaucht waren, trafen sich im Frühjahr 1946 zu ersten „privaten Zirkeln". Später schlossen sie sich unter dem Vorwand, Versorgungsansprüche sichern zu müssen, zu „Berufsorganisationen" und „Bruderschaften" zusammen. Wie im Plan von 1944 vorgesehen, war diese Entwicklung 1949 abgeschlossen.
Man ging einen nächsten Schritt. In einem internen Rundschreiben der „Notgemeinschaft Bayern ehemaliger berufsmäßiger Wehrmachtsangehöriger" vom 3. Oktober 1950 wird zur heimlichen Werbung für ein „Schutz- und Begleitkommando der Bundesregierung" aufgefordert. Dafür sollten gewonnen werden: „a) Offz.-Bewerber (junge ungediente Söhne und Männer im Alter von 18 bis 25 Jahren); b) Ehem. Berufsunteroffiziere mit 5 bis 12 Dienstjahren, im Lebensalter nicht über 38 Jahre; c) Ehem. Leutnante und Oberleutnante nicht über 45 Lebensjahre; d) Ehem. Hauptleute und junge Stabsoffiziere nicht über 45 Lebensjahre." Bewerbungen waren zu richten an die „Zentrale für Heimatdienst, Bonn, Bundeskanzleramt".
Aus gutem Grund war in dem Rundschreiben eingangs angewiesen worden: „Keine öffentliche Bekanntmachung." Denn die Erinnerungen an das Verderben, das die faschistische deutsche Wehrmacht über die Völker gebracht hatte, war in Europa noch zu frisch. „In Westdeutschland gibt es überhaupt noch keinen militärischen Faktor, es gibt nicht einmal praktische Vorbereitungen dafür", versuchte deshalb im Sommer 1951 auch Dr. Kurt Schumacher über den BRD-Rundfunk die Öffentlichkeit zu beruhigen. Aber da hatte der damalige SPD-Vorsitzende gelogen. Wissentlich gelogen. Denn als CDU-Kanzler Adenauer am 17. August 1950 bei einer Unterredung mit den Hohen Kommissaren der drei Westmächte gefragt worden war, ob er in der Lage wäre, 150000 „zuverlässige Freiwillige" einzuberufen, hatte er ausdrücklich betont, daß er das nur mit der Zustimmung der SPD tun würde. Er habe nach verschiedenen Unterredungen, auch über dieses Thema, „Hochachtung vor dem Urteil Dr. Schumachers gewonnen".
Diese Hochachtung des Vertreters des deutschen Finanzkapitals hatte sich der Vorsitzende der SPD offensichtlich mit einer politischen Einstellung erworben, die er bereits im Januar 1947 auf einer Pressekonferenz geäußert hatte. Nach Westen, so sagte Schumacher damals, sei eine Korrektur der Grenzen nicht nötig. „Im Osten muß es das deutsche Bestreben sein, so viel von dem Land östlich der Oder und Neiße zurückzuerhalten, wie eben möglich ist."
So mischte also schon damals die SPD-Führung eifrig beim Aufbau der neuen Wehrmacht des deutschen Imperialismus mit. Nach außen hin hängte

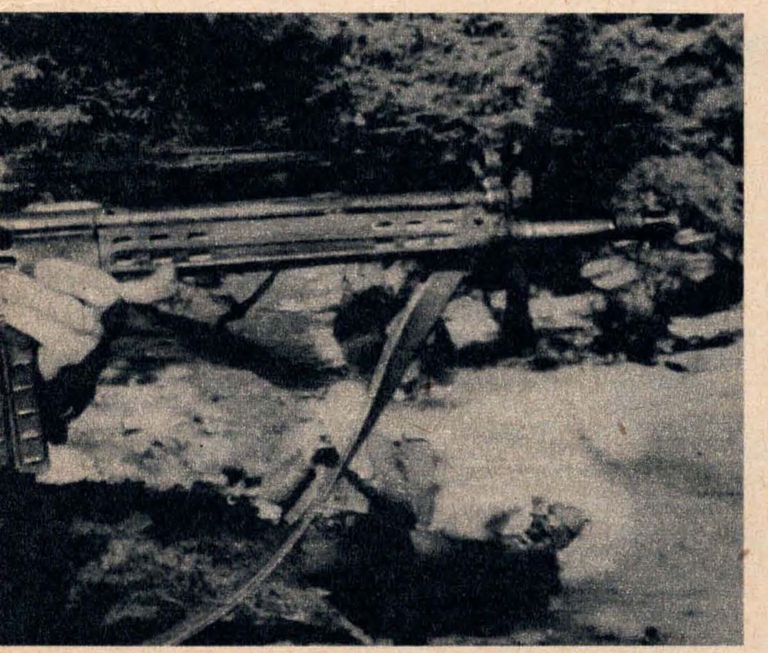


sie sich zwar ein antimilitaristisches Mäntelchen um. Sie stimmte sogar im Bundestag gegen Militärvorlagen (weil sie sich genau ausgerechnet hatte, daß diese Gesetze auch ohne ihre Stimmen über die Bühne gehen würden). Aber am 27. März 1955 erklärte z. B. der sozialdemokratische Vizepräsident des Bundestages, Carlo Schmid, „wenn den jungen Menschen eines Tages Gestellungsbefehle ins Haus flattern, werde die SPD die Betroffenen nicht zur Sabotage auffordern".

Er sagte das, obwohl ihm gewiß nicht unbekannt war, welches Ziel die regierende CDU/CSU mit der Wiederaufrüstung verfolgte. Adenauer hatte es im November 1954 offen verkündet: „Wir sind auf dem Wege, die Sowjetzone zurückzuholen, wenn die westliche Welt eine entsprechende Stärke erreicht haben wird."

Schritt für Schritt vollzog sich so, gefördert von den imperialistischen Westmächten und unterstützt von der rechten SPD-Führung, der Aufbau der Bundeswehr. Am 23. Oktober 1954 wurden die Pariser Verträge unterzeichnet. In ihnen sind Vereinbarungen über Stärke, Aufstellungssystem, Dislozierung, Gliederung, Bewaffnung, Ausrüstung, Versorgung und über die Militärverfassung der westdeutschen Armee getroffen worden. Am 9. Mai 1955 wurde im NATO-Rat die Aufnahme der BRD in den aggressiven imperialistischen Militärpakt vollzogen. Vier Wochen später, am 6. Juni 1955, hatte Bonn sein Kriegsministerium. Wenn es sich auch „Bundesministerium für Verteidigung" nannte, entstanden war es praktisch aus dem Arbeitsstab Halder über die „Zentrale für Heimatschutz" unter dem faschistischen General der Panzertruppen Graf von Schwerin und über das sogenannte Amt Blank. Am 17. Juli verabschiedete der Bundestag das „Freiwilligengesetz", das den Kriegsminister zur Einstellung von zunächst 6000 Mann ermächtigte. Ein Personal-Gutachterausschuß trat am 31. August zusammen. Er prüfte die „demokratische Gesinnung" der vorgesehenen Offiziere ab Oberst aufwärts. Den Vorsitz führte ein Adolf Kuntzen. Ihn hatte bereits Hitler zum Abteilungschef im Heerespersonalamt für den Neuaufbau des Offizierskorps seiner Aggressionsarmee ernannt. Am 12. November wurden die ersten 101 Offiziere der Bundeswehr offiziell ernannt. Vorsitzender des militärischen Führungsrates im Kriegsministerium wurde der Nazi-Generalstäbler und Kriegsverbrecher Adolf Heusinger. Er hatte im Oktober 1953 in den „Bonner Heften" das Programm seiner künftigen Tätigkeit mit den Worten dargelegt: „Angreifen, wo immer sich eine Chance dafür bietet. Mit dieser Kampfmethode sollte der Westen dem Osten gegenübertreten."

In diesem Geist also begann die Bundeswehr, die Adenauer selbst einmal als seine „neue Wehrmacht" bezeichnete, am 2. Januar 1956 offiziell mit der Ausbildung. Die da in Andernach (Heer), Nörvenich (Luftwaffe) und Wilhelmshaven (Marine) antraten, hatten den Soldatenrock nicht zum ersten Mal an. Sie kamen zu einem großen Teil direkt aus den Dienstgruppen der Besatzungsmächte, sie hatten in der faschistischen Wehrmacht Kriegserfahrungen gesammelt, waren überprüfte Antikommunisten. Die eifrigsten von ihnen sind heute Kommandeure, Generale. Erziehen junge Soldaten, bilden sie aus. Und sie finden,



sie könnten heute keinen besseren Bundeswehrminister haben als den Sozialdemokraten Georg Leber



Die Entscheidung

Rast! Der SPW hält am Feldrand. Es ist Mittagszeit. Die Genossen vertreten sich draußen die Beine, nur Feldwebel Lausch hantiert drinnen. Ein kleiner Junge und ein kleines Mädchen kommen vorbei, bleiben stehen. Neugierig bestarren sie den SPW und blicken verlangend nach oben. „Na, da möchtet ihr wohl mal rauf, was?" erkundigt sich Leutnant Kruse lächelnd, denn er kennt doch solche kleinen Pappenheimer.

Die Kinder nicken.

„Genosse Feldwebel", ruft Leutnant Kruse und hebt den kleinen Jungen hoch, „hier haben wir einen Soldaten von morgen . . ."

Feldwebel Lausch schiebt seinen Kopf heraus und schmunzelt.

Als Leutnant Kruse auch das kleine Mädchen hochhebt, begehrt der kleine Junge auf. „Wat denn", murrt er von oben herab, „wer ick nu mal Soldat oder die, he?"

Einen Augenblick ist Leutnant Kruse platt, doch dann grinst er den Steppke an und sagt: „Aber, sie wird doch mal eine Soldatenbraut. . ." Der Dreikäsehoch zieht überlegend die Nase kraus, und dann entscheidet er großspurig: „Na, meinetwegen! Aber dafür will ick ooch solche Haube auf den Kopf kriegen."

Werner Müller-Nauen

Der Regisseur

Unser Boot hatte den Auftrag bekommen, eine Aufnahmegruppe der DEFA zu fahren. Es sollten Aufnahmen für einen populärwissenschaftlichen Film gemacht werden. Das Fährschiff „Saßnitz" war das Ziel dieses Vorhabens. Die ganze Besatzung freute sich auf das Ereignis, es war eine willkommene und interessante Abwechslung. Die Filmleute erschienen gegen 14.00 Uhr. Ich hatte noch in der Kombüse zu tun und konnte bei der Übernahme der Apparaturen nicht zupacken. Als ich später an Deck kam, wurden gerade die letzten Koffer an Bord abgesetzt. Die Filmleute sahen eigentlich wie ganz normale Durchschnittsbürger aus. Einer von ihnen fiel mir jedoch sofort auf. Lautstark mahnte er zur Eile: „Tempo, Leute, haut 'nen Schlag rein! Es wird gleich dunkel, und so weit können wir ja gar nicht aufmachen."

Ich vermutete, daß das mit der Kamera zusammenhängen muß. „Wenn wir geahnt hätten, wie lange das hier dauert, hätten wir doch ganz

Illustration: Wolfgang Würfel

anderes Rohfilmmaterial eingepackt." So wetterte er in einer Tour. Er hatte auch als einziger Mann einen ganz langen Schal um und so eine eigenartige Bommelmütze auf. Kein Zweifel: Das war der Regisseur.
Die Signalglocken schrillten durch das Boot: „Klar Schiff zum Ablegen". Alle hasteten auf ihre Stationen.
Das ging dem Regisseur aber auch nicht schnell genug.
Der Kommandant sah ihn nicht gerade freundlich an. Die anderen Filmleute schmunzelten. Nach dem Ablegen hatte ich wieder unter Deck zu tun und bedauerte es sehr, beim Filmen nicht zusehen zu können. Anderthalb Stunden später liefen wir wieder ein. Die Dämmerung war immer noch nicht hereingebrochen. Wir legten an. Koffer und Geräte wurden wieder an Land gebracht und in dem kleinen Bus der DEFA verstaut. Alle packten mit zu, nur der Regisseur nicht. Er mahnte nur wieder laut zur Eile. Die Filmleute bestiegen ihren Bus. Jeder hatte dort seinen Platz, auch der „Regisseur". Er setzte sich hinter das Lenkrad, startete den Motor und fuhr los. Es war nämlich der Kraftfahrer.

Maat d. R. Eberhard Böttcher

Mißverständnis

Unteroffiziersschüler Achim ist zufrieden. Er hat, wie er hofft, den Auftrag des Stabskommandanten gut erfüllt. Mit frohem Herzen klopft er deshalb an die Zimmertür des Genossen Oberstleutnant. Auf dessen „Herein" betritt er das Zimmer und meldet: „Genosse Oberstleutnant, Befehl ausgeführt!" Er steht stramm, wartet auf die Aufforderung, wegtreten zu dürfen.
Da sieht er, wie der Stabskommandant plötzlich mit dem rechten Auge anfängt zu zwinkern und mit dem Kopf zu nicken. Dadurch bemerkt er auch die Anwesenheit eines Obersten, der in aufrechter und erstaunter Haltung in einem Sessel sitzt.
Ehe Genosse Achim recht begreifen kann, was man von ihm wohl will, wendet sich der Oberst an ihn.
„Sie sind also Unteroffiziersschüler, Genosse?", will er wissen. Die Antwort kommt prompt.
„Jawohl, Genosse Oberst!"
„Hmm", sagt daraufhin der Genosse Oberst, „ich möchte doch zu gerne wissen, was Sie bis jetzt gelernt haben."
Unteroffiziersschüler Achim freut sich über das Interesse des Obersten und antwortet zackig: „Handelskaufmann, Genosse Oberst!"

Unteroffizier Klaus Wallmann

Soldaten schreiben für Soldaten



Leonid Kusubow, Moskau

Die Heldentat

Nicht jeder kühn als Held kann streiten –
danach zu streben, sei ihm Pflicht.
Ich will durchs Leben aufrecht schreiten
und kämpfend sterben – anders nicht.

Nicht jedem ist die Tat gegeben,
die ihn mit ew'gem Ruhm umloht.
Doch ich will aufrecht gehn durchs Leben,
daß es sei stärker als der Tod.

Meine Jugend

Zwölf Jahre alt, doch unnachgiebig streng,
marschierte ich in den Soldatenreihen,
auf langen Wegen schrieb das Regiment
mir meinen Lebenslauf in ernsten Zeilen.

Ich kämpfte, ging durch tausendfachen Tod,
und mich umschäumte Feuer, Bleisturm graute,
kein Teufel schreckte mich, denn immer zog
mit dir ich vorwärts, Heimat, du vertraute.

Zog unterm Flügelschlag der roten Fahnen
durch Steppen, Städte, fremdes Land.
In Stein, wo der zerschlagne Reichstag stand,
schrieb mit dem Bajonett ich meinen Namen.

Nachdichtung:
Fred Haefner
Waltraud Hermann



Um 80 Prozent auf einen Wert von 189,5 Mio Franken ist nach Angaben des schweizerischen Friedensrates der Waffenexport des Landes im ersten Halbjahr 1975 gegenüber dem gleichen Zeitraum des Vorjahres gestiegen. 1974 hatte die Schweiz für insgesamt 212,4 Mio Franken Waffen verkauft. Zu den wichtigsten Empfängern sollen der Iran und Spanien gehören.

Kanadas Truppen im westeuropäischen NATO-Bereich sind 5000 Mann stark und in der BRD stationiert. Sie gliedern sich in eine „Brigade Group" der Landstreitkräfte und eine „Air Group" der Luftwaffe. Die Bundeswehrzeitschrift „Heer" berichtet, daß das Selbstbewußtsein der mindestens fünf Jahre dienenden kanadischen Soldaten sowie ihr Ausbildungsstand „in militärischen Kreisen zu uneingeschränkter Anerkennung geführt" hätten.

Mit einem Kostenaufwand von 85,86 Mio Dollar werden zwei Schwenkflügler F-111 (während der USA-Aggression in Vietnam eingesetzt) vom amerikanischen General-Dynamics-Konzern unter der Bezeichnung EF-111A zu taktischen elektronischen Störsystemflugzeugen umgebaut. Dieses Flugzeug (Foto) soll die Nachfolge der EB-66 sein, die eine Variante des Bombenflugzeuges B-66 und des Aufklärungsflugzeuges RB-66 darstellte.



Reguläre Streitkräfte verschiedener nichtsozialistischer Staaten

Staat	Stärke der Streitkräfte			
	Land	Luft	See	Gesamt
Afghanistan	78000	8000	–	86000
Argentinien	85000	17000	33000	135000
Äthiopien	41000	2200	1300	44500
Australien	31000	22000	16000	69000
Belgien	66000	20000	4000	90000
Bolivien	18000	6000	–	24000
Brasilien	130000	35000	43000	208000
BRD	340000	111000	39000	490000
Burma	145000	7000	7000	159000
Chile	32000	10000	18000	208000
Dänemark	22000	10000	6000	38000
Dominikanische Republik	9000	3000	3800	15800
Ekuador	15000	3500	3800	22300
Elfenbeinküste	3100	100	200	3400
Frankreich	332000	102000	69000	503000
Ghana	15000	1400	1300	17700
Griechenland	121000	23000	18000	162000
Großbritannien	178000	98000	78000	354000
Guatemala	10000	1000	200	11200
Haiti	6000	200	300	6500
Honduras	8400	1200	–	9600
Indonesien	200000	30000	40000	270000
Italien	307000	70000	45000	422000
Iran	175000	50000	13000	238000
Israel	125000	16000	5000	146000
Japan	154000	40900	38100	233000
Jordanien	70000	5000	300	75300
Kanada	33000	36000	14000	83000
Kenia	6400	700	300	7400
Kolumbien	50000	6000	7200	63200
Laos	60000	2300	500	62800
Libanon	14000	1000	300	15300
Liberia	5000	–	100	5100
Luxemburg	5500	–	–	5500
Madagaskar	3700	300	300	4300
Malaysia	56100	5300	4800	66200
Marokko	50000	4000	2000	56000
Mexiko	65000	6000	11000	82000
Neuseeland	5600	4200	3000	12800
Niederlande	75000	20000	19000	114000
Nigeria	200000	5000	5000	210000
Nikaragua	5400	1500	200	7100
Norwegen	18000	9000	8000	35000
Österreich	33000	4000	–	37000
Pakistan	365000	17000	10000	392000
Paraguay	11000	2000	1900	14900
Philippinen	35000	9000	11000	55000
Rhodesien	3500	1200	–	4700
Salvador	4000	1000	100	5100
Saudi-Arabien	36000	6000	1000	43000
Schweden	49000	12000	12000	73000
Schweiz	34000	9000	–	43000
Senegal	5500	200	200	5900
Singapur	19000	1600	1100	21700
Spanien	208000	33000	43000	284000
Sri Lanka	8900	2300	2400	13600
Südafrika	20000	5000	4600	29600
Südkorea	560000	25000	40000	625000
Taiwan	340000	80000	71000	491000
Thailand	130000	42000	23500	195500
Tunesien	20000	2000	2000	24000
Türkei	365000	48000	40000	453000
Uruguay	16000	2000	3000	21000
USA	782000	645000	747000	2174000
Venezuela	24000	8000	7500	39500

Paramilitärische Truppe unterhält die reaktionäre Kataeb-Partei im Libanon. Nach dem Vorbild der faschistischen deutschen SA geschaffen, unterscheiden sie sich von dieser nur dadurch, daß sie Tarnanzüge und schwarze Barette tragen und ihre Gesichter mit Tüchern verdecken. Die Falangisten haben viele Anhänger in der Armee und Gönner unter hohen Beamten, Generalen und Bankiers. Die Waffen erhielten sie aus Westeuropa und Israel; ihre Ausbildung erfolgt unter anderem in Spanien und durch ausländische Instrukteure. Mehrmals schon inszenierten sie Schießereien und führten das Land – wie im Herbst diesen Jahres – an den Rand eines Bürgerkrieges. Ihre Aktionen sind gegen die fortschrittlichen Kräfte, insbesondere aber gegen die palästinensische Befreiungsorganisation PLO gerichtet. Nach einer Einschätzung des ehemaligen libanesischen Ministerpräsidenten Solh richten sich „die Waffen der Kataeb-Miliz gegen die Feddayin, deren Waffen aber gegen den israelischen Feind".

Modernisieren will der NATO-Staat Dänemark seine Streitkräfte. Dazu wurden in der BRD 120 Kampfpanzer Leopard A3 bestellt; ein weiterer Schritt ist die Einführung der Fla-Lenkwaffe Redeye. Zwei Jagdbomber- und zwei Allwetterjagdstaffeln sollen auf die F-16 von General Dynamics umgerüstet werden. In der Marine ist der Neubau von 3 Korvetten, 10 Schnellbooten und 2 Minenlegern vorgesehen. Die beiden Fregatten der Peder-Skram-Klasse sollen das Flugabwehrsystem Sea Sparrrow oder den Seeziel-Flugkörper Harpoon erhalten.

Für über 3 Mio km² nichtchinesischen Territoriums stellen die Maoisten Gebietsansprüche. Auf offiziellen Landkarten werden Teile der Sowjetunion, der Mongolischen Volksrepublik, Indiens, Japans, Thailands sowie Vietnams als zu China gehörig ausgegeben. Die kartographische Aggression geht mit umfangreichen Kriegsvorbereitungen einher. Zugrunde liegt ihr die annexionistische Forderung Mao Tse-tungs: „Wir müssen unbedingt Südostasien einschließlich Südvietnams, Thailands, Burmas, Malaysias und Singapurs bekommen. Nachdem wir Südostasien haben, werden wir dort unsere Kräfte mehren können. Dann werden wir dem sowjetisch-osteuropäischen Block eigene Kräfte gegenüberstellen können." Diese aggressiven Ziele Maos sind um so gefährlicher, da die „Ideen Maos" von der jüngsten Tagung der Allchinesischen Versammlung der Volksvertreter zur Staatsdoktrin der VR China erklärt worden sind.



Malis Armee hält nicht nur glanzvolle Paraden (Bild) ab, sondern beteiligt sich auch aktiv an der Überwindung der verheerenden Folgen einer mehrjährigen Trockenheit. Die Dürreschäden sind das Problem Nr. 1 des Landes; ihnen fielen 40 % des Viehbestandes zum Opfer. Das Militärkomitee der Nationalen Befreiung und die Regierung Malis konzentrieren deshalb alle Kraft darauf, den Ackerbau und die Viehwirtschaft zu sanieren. Dem dient auch der 2. Fünfjahrplan, bei dessen Erfüllung die Angehörigen der Streitkräfte mithelfen.

IN EINEM SATZ

Jede Milliarde Dollar, die für militärische Zwecke ausgegeben und nicht in der für zivile Bedürfnisse produzierenden Wirtschaft investiert wird, entzieht nach Angaben eines Mitgliedes des USA-Repräsentantenhauses 10000 Menschen in nicht zum militärisch-industriellen Komplex gehörenden Betrieben die Arbeit.

2250000 Mann gehören zur militärisch ausgebildeten Reserve der westdeutschen Bundeswehr.

Weiter eingeschränkt wurden die Grundrechte der spanischen Bevölkerung durch ein jüngst in Kraft getretenes „Antiterroristengesetz".

Zwei Fünftel des gesamten Staatshaushaltes werden im maoistischen China zur Finanzierung der Rüstungsanstrengungen verwendet.

Zur gleichen Stunde starben kürzlich im Alter von 66 Jahren die eineiigen Zwillinge und ehemaligen Geschwaderkommodore der britischen Luftwaffe John und Arthur Mowforth.

Einen Vertrag über die Schaffung einer gemeinsamen Rüstungsindustrie haben Ägypten, Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate und Katar geschlossen, wozu sie zu gleichen Teilen ein Stammkapital von 1,04 Mrd. Dollar einbringen.

Supermodern soll die neue Kommandozentrale ausgerüstet werden, die die NATO in Rheinland-Pfalz (BRD) errichtet.

Den Bau ballistischer Raketen wollen die Philippinen in Angriff nehmen.

Um 55 Prozent hat Nepal seine Militärausgaben erhöht, die damit 140 Mio gegenüber 90 Mio Nepal-Rupien im Vorjahr betragen.

Munition im Wert von mehreren Millionen Dollar ist aus einem amerikanisch-griechischen Waffenlager auf Kreta verschwunden.

Neuerdings werden im rassistischen Rhodesien auch Frauen zwischen 18 und 50 Jahren für die Armee geworben, wo sie im Fernmeldewesen, auf Flugplätzen und in Spionagezentralen eingesetzt werden.

Haie in den



„Ich kreiste in der Horizontale, um meine Beine aus der Reichweite ihrer Zähne zu bringen. Ganz langsam begann ich zu schwimmen." So berichtete der sowjetische Matrose Valerie Kosjak, den im Indischen Ozean ein schwerer Brecher über Bord gespült und der sich vier Stunden lang mutig gegen Haie behauptet hatte. Wem lief beim Lesen dieser TASS-Meldung nicht ein Schauer über den Rücken, vor allem bei dem Gedanken, wie man gar selbst diese Situation gemeistert hätte. AR-Leser fragten folgerichtig: Kann man sich auf außergewöhnliche physische und psychische Belastungen vorbereiten? Nun will AR keineswegs Haie in den Strelasund zaubern, trotzdem aber mit einer Reminiszenz über das Geschehen an einem Sommersonntag am Sund zwischen Altefähr und Stralsund antworten.

Das Ziel des Sundschwimmens 1975 in Stralsund.

Die Antwort liegt vor allem in den Motiven, aus denen heraus die Genossen des Truppenteils Thomas und ihre tschechoslowakischen Waffenbrüder von Dukla Pardubice an den Start zum XI. Sundschwimmen gingen.

Allerdings führte sie der Weg zuerst zum Arzt. Ohne das Attest von Dr. Scholz oder einem seiner drei Kollegen gab es keine Startgenehmigung. Für die vier Mediziner am Morgen dieser Massensportveranstaltung ein Marathon besonderer Art. In zweieinhalb Stunden hatten sie in 400 männliche und weibliche Rachen geschaut; auf die Schläge von ebensovielen 14- bis 75jährigen Herzen gehorcht und die Lungen von Werftarbeitern, Hausfrauen, Lehrlingen, Matrosen und auch die eines Fliegers begutachtet. Sie hätten auch gut und gern 425 oder 485 untersuchen können. Allein der Veranstalter, der Wasserrettungsdienst Stralsund, ging kein Risiko ein. 400 Schwim-

Stralzu



Am Start hatten sich 400 Schwimmer zwischen 14 und 75 versammelt.

mer sind zu übersehen. Mehr nicht. Mit gleicher Konsequenz wäre bei Windstärke über 4 und Wassertemperatur unter 15° nicht gestartet worden. Und um die Sicherheit vollkommen zu haben, waren 30 Kleinboote und Barkassen im Einsatz.
Zum Glück aller Beteiligten waren ausgesprochen gute meteorologische Bedingungen: Wind 2, Wasser- und Lufttemperatur um 09.00 Uhr 21 Grad.
Die 2315 m bewältigte dann der erste der Konkurrenz in 25 Minuten und 23 Sekunden, der Letzte in 75 Minuten und 3 Sekunden. Mit 75 Jahren war Willi Stubbenhagen wohl der Älteste, aber bei weitem nicht der Letzte. Diese und weitere Zahlen sind hier nur zur Orientierung angeführt, denn Veranstalter und Aktive sahen vor allem in der erfolgreichen Teilnahme den sportlichen Wert.
80 Armeesportler waren dabei, als sich bei Altefähr das Feld auf ein Leuchtsignal hin in die Wogen des Strelasunds stürzte, darunter 45 Genossen aus dem Truppenteil Thomas. Mit ihnen schwammen 12 Genossen der tschechoslowakischen Armeesportvereinigung Dukla, unter ihnen Major Jan Novak, Pilot und erfolgreicher Marathonschwimmer der ČSSR. Er durchquerte im Jahre 1974 den Ärmelkanal von Dover nach Calais.
Imposant der Anblick. Kopf an Kopf, viele im Kraulschlag, andere im traditionellen Bruststil, dazwischen einige im steten Wechsel der Schwimmart – so zogen sie davon. Bald setzten sich die Starken ab. Manch einer der Schnellen fiel aber wieder zurück und paßte sich willig den überlegten kräftesparenden Schlagzahlen derer an, die verstanden, ihre Kräfte einzuteilen. Und dann die glücklichen Gesichter am Ziel. Hatte man es sich doch selbst bewiesen, ob jung oder alt, wer man ist.
2315 m – mit dem Auto über den Rügendamm hat man zwei Augenblicke etwa, um die einmalige Silhouette Stralsunds zu betrachten. Aber schwimme man diese Strecke erst mal.
Und warum schwammen sie? AR befragte die Genossen vom Truppenteil Thomas. Ihr bester Mann war Maat Krüger mit 42 Minuten und 10 Sekunden. Der Durchschnitt der erreichten Zeiten lag bei etwa 50 Minuten (Stabsobermeister Lewik 50:36, Maat Purrucker 50:49, Meister Hoppe 52:03, Stabsobermeister Köhler 59:45), dem doppelten Zeitlimit des Siegers also.
Meister Koch und Matrose Timmermann übereinstimmend: „Jeder Matrose muß mal über den Sund!" Stabsobermeister Lewik: „. . . es ist eine physische Leistungsprobe, sie wirkt auch kollektivfördernd, da alle abkömmlichen Genossen unserer Einheit teilgenommen haben!"
Korvettenkapitän Scheffter, ihr Kommandeur: „Solch ein Streckenschwimmen gibt dem Matrosen Vertrauen zu dem Element, in dem er während seines seemännischen Dienstes lebt, arbeitet . . . Na, und sollte ihm mal etwas zustoßen, dann wird es bei denen keine hochgradigen Angstgefühle, die immer überlegtes Handeln blockieren, geben, die sich als Schwimmer auch in offenen Meeresgewässern trainiert haben!"
Die Ausgabe der Teilnehmerurkunden unterbrach unser Gespräch. Unter den 396 Angetretenen (nur vier Teilnehmer hatten vorzeitig aufgegeben) wartete geduldig auf den Aufruf seines Namens auch Genosse Major Novak. Eine Urkunde über die Bewältigung von 2315 m, was bedeutet sie für einen, der den Kanal bezwungen hat?
Jan Novak: „Ich bin glücklich, auch zu den Sundschwimmern zu zählen. Über den Kanal? Da schwimmen einzelne, oft nicht wegen der sportlichen Leistung, es geht vielen um die Publicity.







Auch Matrosen der Volksmarine ließen sich in die Startlisten eintragen.

Bevor es ins kühle Naß ging – gründliche Untersuchung durch Dr. Scholz.

Ich habe den Kanal im Auftrag des Verteidigungsministeriums der ČSSR und unserer Sportvereinigung Dukla überquert, um zu beweisen, daß auch sozialistische Sportler zu einer solchen Leistung fähig sind. Das geschah im Sinne unserer Sportpolitik und zu Ehren des 30. Jahrestages der Befreiung der ČSSR!"

Wieder wurden wir unterbrochen. Die Sundschwimmer der Einheiten Scheffter und Towara „angelten" sich ihren Waffenbruder zu einem Forum weg. AR war schließlich noch dabei, kann aber hier nur einen Teil dessen wiedergeben, was an Fragen und Antworten auf den Tisch der Messe gelegt wurde.

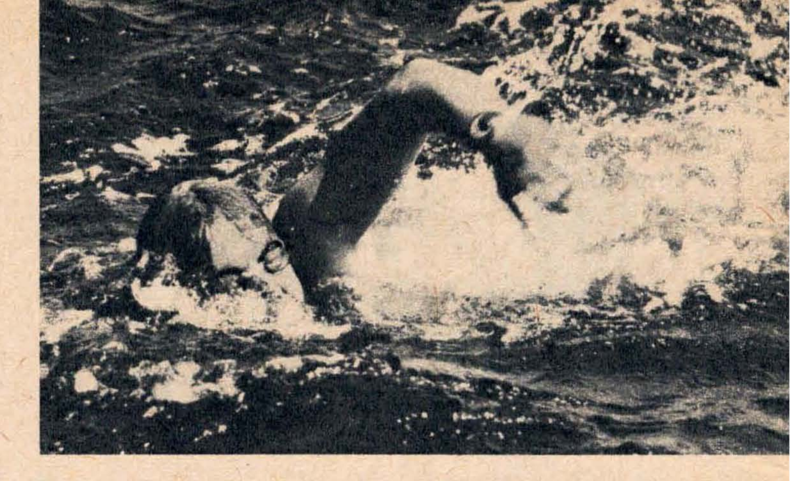
Was ist Marathonschwimmen?

Genosse Novak: „In der ČSSR wird es in 30 Sektionen betrieben. Bei Wettkämpfen wird in der Regel auf 5, 10 oder 20 km langen Strecken geschwommen. 40 km lang ist der Meisterschaftskurs. Die Länge der Strecken wird oft durch die Wassertemperatur bestimmt."

Welches Training ist für Marathonschwimmer am effektivsten?

Genosse Novak: „Jedes Winterschwimmen. Es härtet ab, denn auf langen Strecken kühlt der Körper aus!"

Welche Vorbereitungen waren







Der Erfahrenste im Feld der 400 ein Gast aus der ČSSR: Major Jan Novak, Hubschrauberpilot. Mit Meister Otto freut er sich über die bestandene Sund-„Prüfung".

für Ihre Kanalüberquerung notwendig?
Genosse Novak: „Drei Jahre habe ich mich vorbereitet und täglich sechs Stunden trainiert. Dies alles selbstverständlich neben meinem normalen Dienst als Militärflieger!"
War das nur Schwimmtraining?
Genosse Novak: „Ich habe alles genutzt. Den Weg zur Dienststelle, 15 km, bin ich immer zu Fuß gelaufen. Ich wohne in einem Hochhaus, da bin ich die Treppen mit angelegter Schutzmaske dreimal schnell hinauf und wieder hinunter gelaufen. Auch Theorie war dabei. So habe ich mich mit Problemen Schiffbrüchiger befaßt, unter anderem, wie benimmt sich ein einzelner Mensch in weiter See bei Hunger, Kälte und Angst. Angst ist ein großes Problem. Beim Training bin ich nachts geschwommen. Mich streifte ein karpfenartiger Fisch, da klopfte mir aber das Herz. Ich hatte die Vorstellung, der Fisch sei genau so groß wie ich!"

Gab es Verständnis in der Truppe für Ihre „Verrücktheiten"?
Genosse Novak: „Die ‚Truppe' zu Haus, Frau und Tochter, sie hatten so einiges dagegen, denn Zeit für die Familie blieb mir nicht viel. In unserem Truppenteil, da bin ich nicht der einzige mit sportlichen Ambitionen. Dukla Pardubice stellt eine gute Fußballmannschaft, den Meister der Armee im Pistolenschießen, den Meister in der Flugnavigation, und im Militärischen Dreikampf

stehen wir auch immer unseren Mann. Jeder versteht, daß man hart dafür arbeiten muß. Gelacht, ja, das haben sie auch schon mal über mich. In der Zeit meines intensiven Trainings hatten wir eine Übung. Es war Winter. Ich mußte dabei auf einem fremden Platz landen. Nach einer Stunde sollte ich wieder starten. Ich wurde in das Casino eingeladen, lehnte aber ab und zog mich zum Entsetzen der Mechaniker, die meine Maschine betreuten, aus. Nur noch mit der Turnhose bekleidet, griff ich unter meinen Pilotensitz, dort lag mein

In „geschlossener Formation" sechs Genossen aus dem Truppenteil Thomas: Stabsobermeister Lewik, Maat Hübner, Maat Purrucker, Stabsmatrose Lindenberg, Maat Krüger und Stabsmatrose Littmann.

Gummiexpander, und ich begann im Schnee mit Kraftarbeit. Ich glaube, die Mechaniker haben mich für nicht ganz normal gehalten!"

Ohne Training gibts keine Leistung. Aber belastet es nicht Ihre fliegerische Tätigkeit?

Genosse Novak: „Ich habe immer Kraftzuwachs gespürt. Als Militärflieger brauche ich Kondition und gute Nerven. Ich liebe Sportarten, die die ganze Persönlichkeit fordern. Ein Flieger muß doch voll da sein, ein Seemann sicher auch. Wo gibt es da einen Widerspruch. Sport ist Selbsterziehung zu starkem Willen und Härte!"

Welches ist der beste Schwimmstil bei langen Strecken?

Jan Novak schwört auf Kraulen, so habe er auch den Kanal bezwungen. Kameradschaftlich sprach er weiter über seine Erfahrungen, die sicher von den Seeleuten beim nächsten Mal genutzt werden. Denn auf Jan Novaks Frage, ob man sich beim nächsten Sundschwimmen treffen werde, gab es ein einstimmiges Matrosen-Ja. Angesichts dessen kann AR nur resümieren: Zur Selbsterziehung zu Härte und starkem Willen sind weder Haie im Strelasund noch andere großangelegte Exerzitien vonnöten. Jede Stunde Sport ist ein Schritt auf dem Wege dazu. Ob in der Kraftsportecke oder bei massensportlichen Veranstaltungen wie dem Sundschwimmen. Mit Sicherheit ist anzunehmen, daß der Matrose Valerie Kosjak solchen Gelegenheiten nie aus dem Wege gegangen ist.

Oberstleutnant Ernst Gebauer



Flügelmänner

3. Januar 1951. Die Republik feiert den 75. Geburtstag ihres Arbeiterpräsidenten Wilhelm Pieck. Die Delegation der Deutschen Volkspolizei meldet ihm das stolze Ergebnis einer freiwilligen Aufbauspende anläßlich seines Ehrentages. Wilhelm Pieck schlägt vor, sie für den Bau einer modernen Schule in seiner vom Kriege arg zerstörten Heimatstadt Guben zu verwenden. So geschieht es auch. Und am 6. September 1952 schreibt Wilhelm Pieck anläßlich seines ersten Besuches in die Schulchronik: „Ich wünsche der Schule in Guben, die meinen Namen trägt und aus freiwilligen Spenden unserer Volkspolizei erbaut wurde, daß sie eine Stätte freudigen Lernens sei, in der sich Schüler und Lehrer in gemeinsamer Arbeit mit dem Elternhaus finden, um höchste Leistungen zu vollbringen. Die Stadt Guben liegt an der Friedensgrenze. Das bedeutet Verpflichtung für die Wilhelm-Pieck-Schule, Quelle für die Pflege der Völkerfreundschaft zu sein. Für den Frieden zu lernen und zu arbeiten! Meine lieben Jungen und Mädchen, werdet bewußte Erbauer des Sozialismus!" Wie es Lehrer, Eltern und Schüler der Wilhelm-Pieck-Schule mit dieser Empfehlung halten, wie Wilhelm Piecks Persönlichkeit wirkte und noch heute ausstrahlt und viele ansport, in seinem Geiste zu lernen und zu arbeiten, davon berichtet Oberstleutnant Lothar Kitzing.



Genosse Joachim Pehle (50) ist Direktor der Schule seit 1959. Er empfängt mich in seinem Arbeitszimmer. Es ist nicht unser erstes Zusammentreffen. 1961 war ich schon einmal hier gewesen, um etwas über diese Schule zu erfahren, die so beziehungsreich mit der Person Wilhelm Piecks verbunden und auf eine für unsere bewaffneten Kräfte so außerordentlich typische Art und Weise verknüpft ist: Die Arbeiter und Bauern in Uniform gaben Geld und geben zugleich Schutz für eine Stätte, wo junge Menschen lernen, Militarismus und imperialistischen Krieg zu verabscheuen und gerade deswegen – wie man noch sehen wird – tatkräftig mithelfen, daß der Friede bewaffnet ist.

Joachim Pehle legt die Chronik zur Seite, in der wir beide eben noch einmal die eigenhändige Widmung des unvergessenen Arbeiterführers nachgelesen, seine Schriftzüge betrachtet haben. „Ich kann nicht sagen, wie oft ich diese Seite schon aufgeschlagen habe", sagt Genosse Pehle. „Was damals vor fast einem Vierteljahrhundert an diesen Zeilen manchem als ein frommer Wunsch, als gutgemeinte Aufforderung erschienen sein mag, hat sich von Jahr zu Jahr mehr als weitsichtige, in die reale Zukunft orientierende Vorausschau erwiesen und gehört heute zu den unantastbaren Prinzipien der staatsbürgerlichen Erziehung. Ich empfinde diese Zeilen als einen Ausdruck der Sieghaftigkeit unserer Ideen: Wir haben für unsere DDR höchste Leistungen vollbracht. Wir erleben die tiefe Freundschaft der sozialistischen Staatengemeinschaft. Wir lernen und arbeiten für den Frieden. Unsere Jugendlichen sind bewußte Erbauer des Sozialismus. Wilhelm Pieck hat das wie in einer Vision vorausgesehen."

Ja, er hat mit solchen Menschen gerechnet, wie



ich ihnen schon vor 15 Jahren an dieser Schule begegnet bin. Sie kannten ihn persönlich, trafen wiederholt mit ihm zusammen und erlebten sein gütiges Wesen, seine Konsequenz im Gewähren berechtigter Forderungen und im Fordern notwendiger Leistungen.

Auch Genosse Wolfgang Schern, den ich 1961 als Junglehrer der Unterstufe an der Wilhelm-Pieck-Schule kennenlernte, wo er selbst bis 1955 Schüler war, ist hier in Guben noch im Schuldienst. Aber seit 1974 als stellvertretender Direktor an der Dr.-Theodor-Neubauer-Oberschule. Als er in die 8. Klasse ging, gehörte er als einziger Pionier einer Gubener Delegation an, die den Präsidenten besuchte. In einem Brief, den er mir schickte, schildert er diese zwanzig Jahre zurückliegende Begegnung als sei es gestern gewesen:

„Aufgeregt und voller Spannung verließen wir an jenem 24. Juni 1955 unseren kleinen Bus vor dem Amtssitz in Berlin-Niederschönhausen. Meine Aufregung steigerte sich noch, wurde mir doch als dem jüngsten Delegationsmitglied die Aufgabe zuteil, dem Präsidenten Geschenke unserer Stadt zu überreichen. Im Empfangssaal nahmen wir Aufstellung. Begleitet von seinen Staatssekretären erschien der Genosse Präsident. Ruhe ging von ihm aus. Ein Lächeln lag auf seinem Gesicht. Alle Aufregung war umsonst. Jedem von uns reichte Wilhelm Pieck die Hand zur Begrüßung. Er lud uns zu Tisch. Links neben ihm nahm ich Platz. Er drückte seine Enttäuschung darüber aus, daß nur ein Pionier und vor allem auch kein Mädchen zur Delegation gehörte. Voller Stolz berichteten ihm die Mitglieder der Delegation – die Weberin, die Verkäuferin, der Hutmacher, die Leiterin eines Kindergartens, der werktätige Bauer, der Arzt und der Lokomotiv-

führer – über die erfolgreiche Entwicklung in ihren Betrieben und Einrichtungen. Doch Erfolge allein befriedigten den Präsidenten nicht. Etwas energischer fragte er gleichfalls nach den Sorgen und Schwierigkeiten. Konkret gab er Hilfe: die FDJ-Kreisorganisation erhielt die Instrumente für eine Schalmeienkapelle, der Kindergarten finanzielle Unterstützung zum Kauf neuer Möbel...

Er fragte mich nach meinem Berufswunsch. Lehrer wollte ich werden. Der Präsident lobte den Lehrerberuf und deutete an, daß er auch einmal Lehrer werden wollte, es ihm aber in seiner Jugendzeit nicht vergönnt gewesen sei. Der erfahrene Revolutionär, der Kämpfer und vom Volk geachtete Staatsmann gab mir den Rat, unbedingt diesen Beruf zu ergreifen, mich im Leben stets den Genossen der Partei anzuschließen und mit diesem Kollektiv für die Durchsetzung der Politik unserer Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands einzutreten. Tief beeindruckt und zugleich entschlossen, diese Ratschläge im Leben zu verwirklichen, verließ ich den Amtssitz des Präsidenten..."

Diese Begegnung mit Wilhelm Pieck liegt zwanzig Jahre zurück – und ebenso die Schulzeit Wolfgang Scherns an der Wilhelm-Pieck-Schule. Doch ich suche jüngere Absolventen. Am späten Abend dieses Gubenbesuches weiß ich, welche Stationen meine Erkundungsreise noch haben wird: Kamenz – Eilenburg – Wismar.

Als ich wenige Tage später dem Leutnant in spe Peter Groß (22) gegenüber sitze, wird mir klar: Dieser sympathische junge Mann hätte vieles werden können, denn sein Talent ist sehr vielseitig. Noch in der 10. Klasse war Schauspieler sein erklärter und durchaus realer Berufswunsch. Oder Lehrer. Und heute Offiziersschüler? Er ist ein Genosse, von dem seine Vorgesetzten sagen: Einer der Besten des 3. Lehrjahres. Wie ging das zu?

Peter lacht: „Eigentlich kurios. Die Weichen waren ganz anders gestellt. Bereits in der 4. Klasse war ich beim Laienspiel dabei. Später, an der EOS, machte ich im Theaterzirkel der Schule mit. Auch im Kabarett, im Gesangszirkel. Nahm Sprechunterricht. Irgendwann in der 9. Klasse hatten wir als Unterrichtsübung in Deutsch ein Bewerbungsschreiben zu verfassen. Ich ‚bewarb' mich als Schauspieler. Wir führten die ‚Aula' in der Schule auf, kamen in Kreis- und Bezirksausscheide und belegten gute Plätze. Ich schrieb nach Berlin und übte schon Texte aus der ‚Aula' zum Vorsprechen. Sogar die Lehrer sahen mich schon auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und sie freuten sich, daß ein Gubener diesen etwas ungewöhnlichen Weg gehen wollte. In der 10. Klasse bei der offiziellen Erhebung der Berufwünsche schrieb ich dasselbe. Und als Ausweichberuf: Lehrer. Da brachte dann mal mein Vater die Rede auf die NVA. Ehrlich, er war nicht so recht erbaut von meinen Absichten. Er besorgte mir Unterlagen über die vielfältigen Berufsbilder bei der NVA; und ich lernte zum ersten Mal die wirklich interessanten Möglichkeiten kennen. Trotzdem blieb ich bei meinem Entschluß, ließ mich aber herbei, als dritte Möglichkeit auf dem Berufsfragebogen Offizier der NVA zu schreiben. Es waren ja noch zwei Jahre hin. Bis dahin konnte noch viel geschehen. Doch bald meldete sich das Wehrkreiskommando und wollte wissen, welche Richtung ich einzuschlagen bereit wäre. So ernst und so schnell hatte ich das natürlich nicht gemeint. Und sagte ‚nein'. Meine Eltern sagten, du mußt selbst wissen, was du tust. Trotzdem wußte ich nicht so recht, war das nun alles richtig mit meiner Entscheidung oder nicht? Ich las mir noch einmal genau durch, was mein Vater so alles herbeigeschafft hatte und fand, daß ich als technischer Offizier bei den Luftstreitkräften sowohl mein Interesse an physikalischen und technischen Prozessen befriedigen und zugleich meiner mir ans Herz gewachsenen engeren Heimat treu bleiben konnte. Cottbus war nicht weit. Das war die sachliche Seite.



Peter Groß (rechts)

Es gab aber noch etwas anderes, unausgesprochenes. Ich war stellvertretender GOL-Sekretär der Schule. Jeder kannte mich. Als FDJ-Funktionär kann man nicht nur immer klug reden von allen Notwendigkeiten, wenn man selbst eine kleine Abschmiere machen will. Und ich merkte, daß einige Schulkameraden versuchten, mich ganz beflissen darin zu bestärken, Schauspieler oder jedenfalls nicht Offizier zu werden. Ich war gewissermaßen ihr Alibi für ihre eigenen kleinen Inkonsequenzen. Dadurch fühlte ich mich in ein Zwielicht gestellt, das mir sehr mißfiel. Ich kann

nicht unehrlich gegenüber mir selbst sein. Das gab schließlich den Ausschlag . . ."
Eine politische Entscheidung also. Vorbereitet durch eine konsequente Erziehung in Elternhaus und Schule wie bei unzähligen anderen Jugendlichen unserer Republik auch. Nur daß bei Peter als Gubener und Schüler der Wilhelm-Pieck-Schule das Allgemeine noch einen lokalspezifischen Akzent erhielt: In der 7. Klasse arbeitet er an einem Pionierauftrag zur Erforschung des Aufenthaltes von Wilhelm Pieck in der Sowjetunion, speziell in Ufa. Er erfährt, wie interessant es ist, Spuren zu verfolgen und Details zu erkunden, die noch nicht in jedem Lehrbuch stehen. Die da-



Bernd Wiesner

durch entstehenden Kontakte mit sowjetischen Pionierorganisationen und Museen bringen vielfältige internationalistische Anregungen und Erkenntnisse. Die Beschäftigung mit den einzelnen Dokumenten und Exponaten verschafft ihm tieferen Einblick in das Leben und Werk des Arbeiterführers, erschließt ihm Charakter und Weitsicht dieses großen Menschen. Wer wollte leugnen, daß dies seine eigene Charakterbildung und Weltanschauung beeinflußt? Und ganz stark und unvergeßlich wird ein persönlicher Eindruck aus dieser Zeit bleiben: Elli Winter, die Tochter Wilhelm Piecks, spricht zur Jugendweihe und nimmt auch Peter das Gelöbnis ab. Die besten Schüler besucht sie an diesem Tag. Zum Mittagessen ist sie bei Wiesners, zum Kaffee kommt sie zur Familie Groß. Peter erinnert sich: „Das hat mich sehr beeindruckt, daß sie so herzlich und einfach war. In meiner Verwandschaft gab es wie überall diesen und jenen, der bis dahin ‚die da oben' anders sah und sich nun gründlich und sehr schnell eines Besseren belehren ließ. Elli Winter unterhielt sich mit jedem auf eine sehr erfrischend natürliche Art und zeigte, daß sie sehr wohl unsere Probleme kannte und verstand, weil es auch die ihren sind."
Ein gutes Wort. Heißt es nicht im Volksmund, daß die Töchter nach dem Vater gehen?



Hartmut Mettke

Hartmut Mettke (24) wollte nach seinem Abitur mit Berufsausbildung (Betriebsschlosser) gleich zur Handelsmarine. Sein Auslaufen aus dem Heimathafen Guben verlief auch reibungslos, allerdings nicht in die Breiten, die ihm sein Fernweh wies, sondern zunächst in die Ostsee. Zu einem 7-Wochen-GST-Lehrgang auf dem Segelschulschiff „Wilhelm Pieck". Auch danach war für ihn bei der Handelsmarine noch keine Koje frei, wohl aber bei der Volksmarine. Bereits auf der Maatenschule war Hartmut als Kandidat in die Partei der Arbeiterklasse aufgenommen worden. Ein „sehr guter Politstellvertreter" – so seine Worte – tat das seine, daß er nach einer dreijährigen Fahrenszeit als Hydroakustiker auf der „Teterow" politisch reifer ins Zivilleben zurückkehrte. Dort hatte er die Wahl: Entweder ein Jahr irgendwie „auf Reede liegen" und dann in Wustrow Schiffsbau studieren oder sofort Kurs zu nehmen auf die Ingenieurhochschule in Wismar. Schnell entschlossen, wie man es bei einem Seemann erwartet, steuerte er Wismar an und warf Anker im Fach Technologie des Maschinenbaus. Erst als Hochschulingenieur wird er wieder in See stechen und sich auf die kurze Reise bis in den vorläufigen Heimathafen Waren-Müritz begeben,

Wilhelm Pieck dankt für die Grüße einer Pionierdelegation an den IV. Parteitag der SED im Jahre 1954. Zu ihr gehörten auch Mädchen und Jungen der Schule, die seinen Namen trägt.



wo er in einem Spezialmaschinenbetrieb festmachen wird.
Aber noch ist es nicht ganz so weit. Als ich ihn aufsuche, ist er gerade unterwegs in Sachen „Sportlerklause", wo er und seine 23 Köpfe starke Seminargruppe abends erstmal den erfolgreichen Abschluß des 2. Studienjahres und die Auszeichnung als „Sozialistisches Studentenkollektiv" feiern wollen. All das erzählt mir das Mädchen Christine – vor zwei Jahren noch Anlagentechnikerin im Fischkombinat Rostock, jetzt gleiches Studienjahr und gleiche Seminargruppe. Hartmut hat auch in der Liebe Anker geworfen. Christine verrät mir, daß Hartmut der beste Student im Studienjahr und in der Seminargruppe ist. „Was er macht, das tut er gründlich."
Und wie ist es mit dem Fernweh? frage ich später den so liebevoll Charakterisierten. Seine Antwort zeigt, daß auch ein Umweg auf der beabsichtigten Route liegen kann: „Mein zukünftiger Betrieb ist nicht groß. Dafür werden dort ganz spezielle Konstruktionen ausgetüftelt und produziert wie z. B. Schilferntemaschinen oder Kegelaufstellautomaten und was weiß ich noch an interessanten Dingen. Die sind als Exportgüter sehr begehrt. Meine Diplomarbeit wird aus der Praxis des Betriebes schöpfen. Und wer weiß, vielleicht komme ich einmal als Montageingenieur oder sonstwie als technischer Vertreter des Betriebes in ‚andere Breiten'."
Schiff ahoi! Und allzeit gute Fahrt! kann man da nur rufen und still darüber nachdenken, daß seinerzeit ein anderer Gubener Junge aufbrach, um die Welt zu verändern und uns mit seiner Partei, deren Vorsitzender er viele Jahre war, ein gutes Stück dieser neuen Welt entgegengeführt hat, in der jetzt solche Hartmuts und Christines zukunftsfroh und sicher leben und lernen können.

Reporterglück muß man haben. Die DDR-Meisterschaften im Fallschirmspringen haben einen Regentag. Sonst sind die Wettkampfteilnehmer gegen Störungen abgeschirmt. Aber ein Platzregen und Wolkendunst sind meine Chance, Bernd Wiesner, den Vizeweltmeister und DDR-Meister 1974 zu sprechen.
„Meine Mutter hat mir oft von ihren Begegnungen mit Wilhelm Pieck erzählt, es waren drei. Sie hat bis heute sorgsam aufgehoben, was die Zeitungen damals darüber geschrieben haben. In der Schule haben wir Ausflüge gemacht mit dem Zirkel ‚Junge Historiker' an die Stätten, wo Wilhelm Pieck im engeren Heimatkreis während seiner Lehr- und Wanderjahre herumgekommen ist. Als die Grenze nach Polen aufgemacht wurde, war das erste, sein Geburtshaus und die Gedenkstätte in Gubin zu besuchen. Über unsere Chronik hat ja Peter Groß schon berichtet. Ich war da auch mit beteiligt. Das alles hat mein Schülerleben geprägt. Obendrein bin ich am 8. Mai geboren, dem Tag der Befreiung. Da denkt man schon ‚von Geburts wegen' über Zusammenhänge nach und kommt einfach mal drauf, daß man aus seinem Leben etwas machen muß. Für sich und für die Gesellschaft.
Bei mir war die Sehnsucht, Flügel zu haben, in die Luft hoch zu kommen, von Kindheit an stark. Schon in der 8. Klasse habe ich beim Anmeldeformular für die GST ‚Fallschirmsport' angekreuzt.

Die Spende der Deutschen Volkspolizei, mit der die Wilhelm-Pieck-Schule in Guben gebaut wurde, war 1951 von den Genossen Heinz Keßler, Karl Maron, Heinz Hoffmann und Waldemar Verner (von links nach rechts) an Wilhelm Pieck übergeben worden.



Aber da mußte man 16 sein. Ich war 13. Deshalb bin ich zunächst zum Segelfliegen gegangen. Doch kurz nach meinem 16. Geburtstag, 1970, bin ich schon gesprungen. Es gab im Kreis nur einen Betreuer. Man mußte sehr dran kleben, wenn man es überhaupt bis zum Springen bringen wollte. Als ich soweit war, ging dieser Funktionär weg. Ich mußte allein weitermachen und setzte mich selbst als Sektionsleiter ein. Wir waren 12 Mann in Guben. Ich erteilte die theoretische Ausbildung. Zum Springen ging es dann regelmäßig nach Neuhausen zum GST-Flugplatz. Entweder Sonnabend/Sonntag oder mal ein Zweiwochenlehrgang oder einmal im Monat donnerstags oder freitags.
Die Schule stellte uns frei, weil wir unsere schulischen Leistungen nicht vernachlässigten. Wenn man sieht, was einem in unserer DDR alles geboten wird und man zielstrebig ist, da nutzt man seine Freizeit und strengt sich auch an. Umgekehrt können die Verantwortlichen dann auch hohe Forderungen stellen. Daher kommt es wohl, daß wir in so vielen Disziplinen in der Weltspitze vertreten sind. Auch im Fallschirmspringen. Bei den Weltmeisterschaften 1974 hatten wir von dreißig Mannschaften nur die Österreicher vor uns und wurden Vizeweltmeister im Gruppenzielspringen. In der Gesamtmannschaftswertung belegten wir den 3. Platz. Ich führe das nicht bloß auf uns Sportler zurück, auch auf die Arbeiter, die unsere Fallschirme herstellen. In Italien bot mir einer für meinen UT-15 eine funkelnagelneue schwere Rennmaschine. Es sind ja oft Söhne reicher Eltern. Aber sie haben doch geguckt, als sie erfuhren, daß ich mit 20 Jahren schon tausend Sprünge hatte. Sie müssen für jeden Sprung bezahlen.
Bernd ist Unterfeldwebel und trainiert beim SC Dynamo. Er hat sich auf drei Jahre verpflichtet. Doch er will länger bleiben. Ein Fernstudium bis zum Diplomsportlehrer hat er im Sinn. Mit seinen 21 Jahren ist er heute bereits Vorbild für die jüngeren. An der Wandzeitung der Wilhelm-Pieck-Schule hängt sein Foto mit einem entsprechenden Artikel. Dort habe ich gelesen, daß er das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold hat, Meister des Sports ist, die Ernst-Schneller-Medaille in Bronze und die Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee in Silber trägt. Dabei ist er der bescheidene, immer hilfsbereite Mensch geblieben, als den ihn seine Lehrer und Mitschüler gekannt haben.
Wie kommt man zu solcher Leistung?
Bernd meint, daß seine Zielstrebigkeit, sein fester Wille und sein Fleiß vor allem eine objektive Seite haben: Lenin sagt, die Ideologie der Arbeiterklasse bringt Schöpfertum und Leistungsbereitschaft massenhaft hervor. Wer also weiß, wo er steht und warum, dem wachsen Flügel. Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß Spitzensportler Publikumslieblinge sind, und das Licht der Öffentlichkeit verleiht ihren Leistungen dann den Nimbus des Besonderen. In Wahrheit gibt es unzählige „Flügelmänner" in allen Lebensbereichen. Und unzählige können es werden, wenn sie, wie er selbst sagt, klar im Kopf sind und die gebotenen Chancen nutzen, die ihnen unser Staat, der Staat eines Wilhelm Pieck, bietet. Das ist die beste Art, jene Männer wie Wilhelm Pieck zu ehren, deren Lebenswerk sie selbst überdauert.

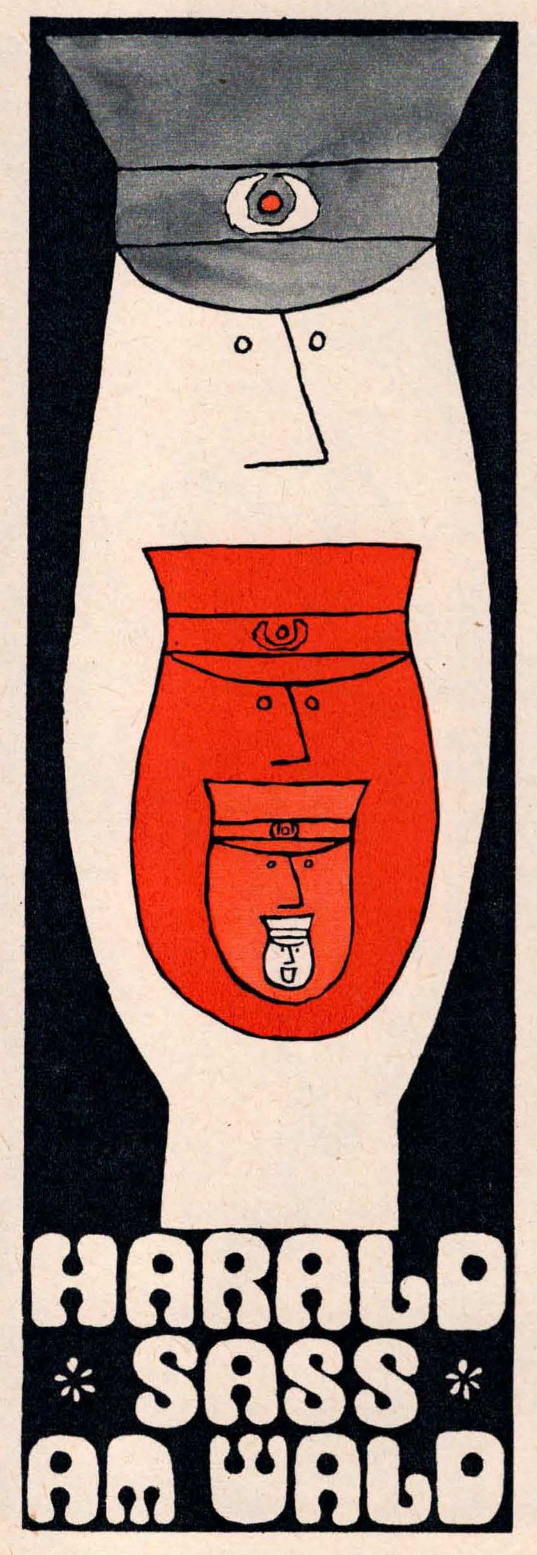


Horst Bartsch: „Der Brief", Zinkographie

Ein Brief spielte in den an dieser Stelle veröffentlichten Kunstwerken schon einmal die Hauptrolle. Christoph Wetzel machte ihn zum geistigen Mittelpunkt seines Gemäldes „Nach dem Einsatz" (AR 3/75).
Aber es käme wohl niemand darauf, hier von einer Wiederholung zu sprechen. Ich glaube, daß der Stellenwert des Briefes im Soldatenalltag gar nicht zu überschätzen ist. So einmalig wie jeder Brief ist, dürfte auch jedes Kunstwerk zu diesem Thema sein. Horst Bartsch nun läßt es, ganz anders als Wetzel, äußerst poesievoll erklingen. Hier dreht sich alles um die Liebe. Die ganz große natürlich, die verwirrende, nie ganz zu beherrschende Gefühlsexplosion. Jedenfalls äußert sich Bartsch so zu diesem Thema. In der betonten Übersteigerung dieser Angelegenheit den Anfang jenes Fadens zu finden, den der Textautor aufnehmen kann, war nicht einfach.
Mir scheint, daß Horst Bartsch uns Betrachter in jene Welt versetzen will, wo das Märchenhafte seinen Platz hat.
Sitzt sie, auf die unser Blick zuerst gelenkt wird, nicht da wie eine verwunschene Märchenprinzessin, deren Liebster fern und gegenwärtig unerreichbar ist? Ich glaube, daß man von dieser Position aus dem Bild viel Schönes abgewinnen kann, was uns dann zu weitergehenden Wahrnehmungen und Gedanken führt. Besonders denke ich an die, die auch gerade verliebt sind, und das sollen nicht wenige sein. Der Künstler realisiert seine Idee, indem er nicht nur einen, sondern mehrere Aktionsräume schafft, die sich zugleich zeitlich voneinander unterscheiden.
Die Gedanken unserer „Prinzessin" kreisen ganz um ihn. Sie schlingt eine große Gloriole, die auch als wärmende, lebensspendende Sonne gedeutet werden kann, um sich und ihn. Darin scheinen sie, glückselig, fast zu schweben. Die beim Briefschreiben entfesselte Phantasie der Geliebten „zaubert" sich die letzte Umarmung als Kleinplastik auf den Schreibtisch. Und Künftiges wird vorweggenommen. Sie stellt sich vor, wie er ihren Brief liest: Auf dem Boden sitzend, Stahlhelm abgelegt, MPi angelehnt. Sie weiß, daß ihr Brief ihm neue Kraft geben wird. Die vielfältige Welt des Militärischen, die den Liebsten umgibt und in der er sich zu bewähren hat, nimmt noch keinen umfassenden Raum in ihrer Vorstellung ein. Sie stellt sich gerade noch eine Radarstation vor. Aber, und das ist sehr wichtig – ihr Geliebter ist kein Prinz und keine Idealgestalt. Ihr Geliebter ist Soldat, der Dienst tut, um ihrem Glück und dem Glücklichsein anderer Dauer zu verleihen. Ihr Geliebter arbeitet an einer Funkmeßstation, deren Zweck es ist, Schutz und Schirm gegen jene zu sein, die das, was uns lieb und teuer ist, noch immer bedrohen. Damit ist das Märchenreich an die irdische, heutige Welt festgebunden.
Fragen wir uns einmal in stiller Stunde, ob wir nicht auch einmal solche Märchenbilder in uns trugen, in uns tragen? Ich glaube, daß Horst Bartsch uns hier nichts Sentimentales vorgaukelt. Diese phantasiebeflügelnde Kraft der Liebe ist vorhanden – bei jedem in anderer Äußerung und Vorstellung –, aber sie kann auch so wirken.
Das Bild gibt mir Gelegenheit, an richtiger Stelle einiges über Horst Bartsch zu sagen. Der fast Fünfzigjährige zeichnet seit dem ersten Jahrgang für die Armeerundschau. Nicht zu zählen sind seine vielen Zeichnungen, besonders zu wichtigen gesellschaftlichen Problemen. Er hat auch klassische Literatur illustriert. Aber das Zündende an seiner Zeichenkunst ist im gegenwärtigen Thema der weltweiten Klassenauseinandersetzung zu finden. Als Otto Nagel noch lebte, schrieb er über seinen ehemaligen Meisterschüler, daß ihm seine aktuelle Zeichenkunst besonders hervorhebenswert scheint. Er tat dies, weil wenige in dieser Zeit bereit waren, sich so zu engagieren, wie Horst Bartsch es mit der AR getan hat. Es sei ihm gewünscht, daß er künftig wieder einige freie, von Texten unabhängige Blätter macht – besonders in einer grafischen Technik.
Unser heutiges Blatt, das für die AR-Bildkunst geschaffen wurde, kann im Format 42 × 60 cm per Nachnahme bei der Redaktion gekauft werden. Der Preis beträgt wie immer 20,– Mark.

Günter Meier
Diplom-Kunsthistoriker





Diesen belanglosen Satz hörte ich viele Male – jedoch nicht so dahingesagt, sondern vierstimmig gesungen. Dabei ist der am Wald sitzende Harald völlig uninteressant. Es geht hier um die A's, die um Nuancen unterschiedlich sind. Kurz und gut, der „Harald" dient der Stimmbildung von etwa 30 Soldaten, Unteroffizieren und zwei Offizieren. Halt, bald hätte ich einen Fehler gemacht: Stimmbildung nur für einen Offizier – Hauptmann Preibisch, Parteisekretär in der Einheit Walter. Bei Major Heiner Schürer, dem zweiten, wurde die Stimme und das Musische schon viel früher gebildet.

Aber der Reihe nach.

Dieser Heiner Schürer, heute Politstellvertreter einer Raketenabteilung im Verband „Bruno Leuschner" hat ein Hobby, das bisher Ruhm, Freude, Erfolgserlebnisse, aber auch Ärger und Verdruß bereiteten und sicher noch bereiten wird. Er ist Leiter eines Soldatenchores. „Chorleiter" darf er sich mit Fug und Recht nennen, denn er erhielt diesen Titel amtlicherseits, sozusagen h.c., zugesprochen. Und den hat sich Major Schürer auch verdient, denn seit 1968 kämpft er unverdrossen, Halbjahr für Halbjahr, um das Wohl und Wehe seiner munteren Sänger. Und das ist wirklich oft ein Kampf. Neue kommen, die teilweise bisher überhaupt nicht wußten, daß sie singen können (erst nach der „Aufnahmeprüfung" durch Major Schürer haben sie die Bestätigung), und ausgebildete Sänger gehen, nicht ohne vorher versprochen zu haben, irgendwo in einem Chor daheim weiterzusingen. Ein gutes Versprechen, denn es sagt viel über die Mühe des Major Schürer aus.

Politstellvertreter – Chorleiter, beides vereint er mit politischer Verantwortung und musischem Gefühl. Major Schürer bereichert den verdienten Dienstfeierabend seiner Chorsoldaten. Und was noch wichtiger ist: er bringt mit seinen singenden Soldaten Entspannung und Freude in das oft entbehrungsreiche Kasernenleben. Darüber hinaus brachten sie sowjetische Soldaten soweit, daß diese begeistert auf die Stühle kletterten und Zugaben forderten. Der Chor gab an Tagen des Marschliedes den richtigen Ton und Schritt an und machte bei Weihnachtsfeiern Kinderaugen glänzen...

Wie wird man solch ein Chorleiter, der das zustande bringt? Da gibt es sicher im allgemeinen viele Wege. Doch bei einem Offizier der NVA? Der Weg von Heiner Schürer war so: Musische Erziehung bereits im Elternhaus (Erzgebirge). Wer hätte dem kleinen Heiner wohl damals, als er im Kirchenchor seine Stimme abgab, prophezeit, daß er mal Offizier würde? Sein weiteres Leben war immer mit Gesang, Musik und schöpferischer kultureller Tätigkeit verbunden. Knabenchor Grünhain, fünf Jahre Musikunterricht: Violine und Bratsche. Spiel im Lehrlingsorchester, später im



Betriebssinfonieorchester. 1955 zog Heiner Schürer die Uniform an. An der damaligen Offiziersschule Dresden spielte er in einem Klavierquartett. Der frischgebackene Offizier wurde nach kurzer Zeit in seinem Truppenteil als FDJ-Sekretär gewählt. Er löste übrigens Egon Krenz, den heutigen 1. Sekretär des Zentralrats der FDJ, ab, als dieser in die Reserve versetzt wurde.
In jener Zeit gründete Heiner Schürer ein Soldatentheater. Das hatte Erfolge, ging aber leider ein, weil man dazu doch sehr viel Puste brauchte.
1968 schlägt dann schließlich die Geburtsstunde des Soldatenchors, von dem hier die Rede sein soll. Alle, die sich für diese jubilierenden Soldaten interessieren, dürfen einen Blick in das „Allerheiligste" von Major Schürer tun. Es ist ein Tagebuch über den Chor und seine Entwicklung. Es sind inzwischen sogar schon zwei dicke Bücher geworden. Ich durfte nicht nur hineinschauen, sondern die Bücher sogar für einige Tage in die Redaktion entführen. Eine Ehre, die nur wenigen zuteil würde, sagten mir Genossen der Politabteilung des Verbandes. Was ich nun alles Interessantes herausgelesen habe, will ich hier, stark gekürzt und selektiert, wiedergeben.
„Mai 1968. Eine Übung, gemeinsam mit sowjetischen Waffengefährten. Der Kampfauftrag wurde mit ‚Sehr gut' erfüllt. Und dann kam unser Debüt. 18 Männer der NVA betraten die große Bühne und sangen sich in einer bunten Programmfolge das Lampenfieber aus dem Leib. Eine Gitarre war unser Orchester, Ansage durch einen spritzigen Rjadowoi – großer Beifall. Unser ein wenig vom Felde rauher und heiserer Soldatenchor hatte seine Feuertaufe bestanden. . ."
„Juni 1970. Ein neues Ausbildungsjahr steht vor der Tür und mit ihm ein neuer Anfang für den Chor. Allen Widerständen zum Trotz reihen sich viele Soldaten und Unteroffiziere in die Schar der Sänger ein. Widerstände? Wir wollten ganz kühn etwas Großes für uns alle, einige andere hingegen (auch Offiziere) wollten etwas Kleines ganz für sich allein. Daß andere verantwortliche Offiziere dieser eigenartigen und überholten Vorstellung von der Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens nicht gefolgt sind, verdient Anerkennung, denn sonst würde der Chor vielleicht heute nicht mehr bestehen. . ."
Die Zähigkeit von Major Schürer zahlte sich aus. In seinen Tagebuchnotizen ist von einem weiteren Erfolg zu lesen:
„05. 10. 1970. Erwartungsvolle Lebhaftigkeit im großen Saal des Klubs, bevor sich der Vorhang öffnet. In einem Theater hätte man ‚erwartungsvolle Stille' gesagt. Wir stehen im erbarmungslosen Scheinwerferlicht. Nach einer sehr ernsthaft gehaltenen Ansage disziplinierter Beifall. Wieder Stille. Jetzt sind wir dran. ‚Monika' und ‚Lied der unruhevollen Jugend', eine sowjetische Lied-

komposition von Alexandra Pachmutowa. Die zweieinviertel Schlußtakte sind verklungen . . . Begeisterte Ovation der Zuhörer. Kinder, wir haben's geschafft! Nun soll uns nichts mehr einfrieren. Solch einen Erfolg hatten wir nicht erwartet. Was hatten wir gewonnen? Den guten Lohn fleißiger Arbeit an uns und mit uns. Die Freude der Gemeinsamkeit. Ein Erlebnis der Einmütigkeit unserer Geisteshaltung. Dankbarkeit und Anerkennung durch den Kommandeur . . ."
Major Schürer sagt sich immer wieder, einen Chor leiten, heißt nicht nur proben. Dazu gehören auch theoretische Kenntnisse z. B. über das kulturelle Erbe. So kann man u. a. folgende Eintragung vom 19. 12. 1970 lesen:
„Festlicher Klubabend und Beethoven-Ehrung. Beginn: pünktlich. Teilnehmer: leider nicht alle Mitglieder des Chores. Um es vorweg zu sagen: Es war ein wunderschöner Abend. Besinnliche Stunden, der Bedeutung unserer Zusammenkunft angemessen. Wir ehrten Ludwig van Beethoven, indem wir uns mit seinem Leben und Werk in Wort und Ton beschäftigten, verbunden mit einer Prüfung unseres Wissens im Bereich der Musik dieses Klassikers . . ."
Wieder mal schmilzt der Chor nach den Versetzungen in die Reserve zusammen, trotzdem werden die frischen Soldatenstimmen im Januar 1970 von allen Seiten angefordert.
Bericht von Major Schürer, wie mir scheint, ein wenig müde . . .
„Das neue Jahr beginnt mit fleißigem Einsatz unseres Chores, der, bedenkt man es recht, ein relativ kleines Trüppchen geblieben ist. Der Chorleiter hat es sich abgewöhnt, zu Beginn jeder Probe die Anwesenheitsliste zu führen. Sie war kein Beitrag zum Wachstum des Kollektivs, aber sie beanspruchte stets kostbare Minuten und schuf Sorgenfalten. Jetzt wird nur noch ganz still gezählt . . ."
„. . . Proben am 08., 09 und 10. Januar. Wir sollen ein geeignetes Kleinprogramm als würdigen und überzeugenden Abschluß einer jeden Versammlung, deren Höhepunkt die feierliche Übergabe der neuen Parteidokumente ist, üben und sechsmal aufführen. Wir schlagen uns tapfer durch, kämpfen gegen Unterbesetzung und Fehlern im Gesang, stellen das Programm nach Wunsch um und um und machen jeden Auftritt zu einer neuen Probe . . ."
„Es kriselt! Ein Erfolg blieb aus!" könnte man als Überschriften auf die nächste Eintragung setzen.
„14. 02. 1971. Kulturausscheid im Verband. Wir haben unsere Aufgabe nicht erfüllt. Dazu erst einmal die Ausreden (Ich bin allerdings der Meinung, daß das keine Ausreden sind. W. M.):
1. Vor dem Auftritt keine Möglichkeit für Bühnenprobe mit Übertragungstechnik gefunden oder genutzt. 2. Podium wird aufgestellt. Bühne schon zur Hälfte durch Verstärker und ein Schlagzeug

besetzt. Unnötiges Aufregen und Diskutieren.
3. Kaum Zeit zum Einsingen, hinauf auf das Podest, und dazu noch eine Stufe zu hoch. Keine Stellprobe möglich, weil Vorhang auf.
4. Eine unrespektabel lange Einleitungsrede mit viel Sachlichkeit und Verstand, aber mit weit weniger Gefühl. Kleiner unemotionaler Tiefschlag.
5. Wir mußten die ersten sein, etwas vorlegen, die Einstimmung geben, ohne selbst schon eingestimmt zu sein. Wir sollten gleich Begeisterung schaffen und waren doch noch totnüchtern.
6. Helles Licht auf der Bühne und im Saal, keine optische Spannung, sondern grelle Nacktheit. Trotz allem hätten wir guten Mutes sein müssen und überhaupt gut sein, doch wir waren es nicht. Und da müssen wir zuerst die Ursachen bei uns suchen . . ."

Es gab eine Auseinandersetzung im Chorkollektiv über Unachtsamkeiten, ungenügende Konzentration, mangelnde Textkenntnisse, Disziplin, vor allem, wenn es mal schwer ist. Einige Genossen gingen, und es gab auch einige wenige, die dazu aufgefordert wurden. Nach kollektiver Entscheidung. Solch ein Chor, soll er so gut klingen wie dieser, erfordert von jedem harte Arbeit, Selbsterziehung und -beherrschung. Das ist fürwahr viel verlangt, wenn man abends nach schwerem Dienst zur Chorprobe geht. Die Auseinandersetzung trug Früchte. Das Kollektiv rückte dichter zusammen und steuerte dem nächsten größeren Erfolg entgegen. Major Schürer berichtet darüber: „14. 03. 1971. Leistungsvergleich der Chöre im Kreis. . . . Die Auswertung: Dr. Pentscho Sjarew, Vorsitzender der Jury, schätzt alle Chöre ein und besonders ausführlich unseren Soldatenchor. Und das nicht Erwartete geschieht: Unter dem Beifall aller Anwesenden erhalten wir die Urkunde mit dem Prädikat ‚Mittelstufe – sehr gut', dazu drei rote Nelken . . . Aus dem Auswertungsprotokoll: sehr musikantisch, frisch, ausdrucksstark und ausstrahlend . . . Mängel: Aussprache! Vor allem Konsonanten! Beispiel: ‚Der Befehl, Banser marsch! is gegeben.'"

Der Chorleiter, Major Schürer, wurde daraufhin gefragt, wieviele Sachsen er denn im Chor hätte. Er soll, nach Zeugenaussagen, die Antwort schuldig geblieben sein, denn seine erzgebirglerische Mundart läßt sich auch nicht ganz in den Skat drücken.

Die Auszeichnung gab dem Chor neuen Auftrieb und mehr Arbeit, denn es kamen Anfragen von Betrieben und Institutionen, die die Soldaten hören wollten. Aber da gibt es verständliche Grenzen. In erster Linie sind sie für die eigenen Genossen da. Schon im April ist die nächste Übung, gemeinsam mit sowjetischen Genossen. Die militärischen Aufgaben wurden wieder mit „Sehr gut" erfüllt. Im Tagebuch steht an der Stelle: „Jetzt müssen wir auch symbolisch mit unserem Gesang die Note 1 erringen . . .



Herzlicher Beifall und Zugaben. Der Gesang der ‚Thälmann-Kolonne' bildet den großen und stürmisch gefeierten Höhe- und Schlußpunkt..." Sowjetische und unsere Generale saßen in der ersten Reihe. Sie staunten über dieses unerwartete künstlerische Angebot von jenen Soldaten, die vor Stunden noch im Staub des Übungsgeländes mit Verbissenheit um höchste Ergebnisse in der Gefechtsbereitschaft rangen. Das sprach sich schnell in höheren Armeekreisen herum. Erneuter Ansporn, noch besser zu werden...

Jetzt möchte ich die erste Eintragung in roter Schrift zitieren:

„06. 10. 1972. Appell des Verbandes anläßlich des 23. Jahrestages der DDR. Aus den Händen des Leiters der Abteilung Kultur beim Rat des Kreises empfängt der Leiter des Soldatenchores die Auszeichnung ‚Hervorragendes Volkskunstkollektiv der DDR' – Urkunde und Plakette. Gratulation und Prämie vom Kommandeur folgen..."

Ein großes Ziel wurde erreicht und trotzdem ging es im Januar, Februar 1973 wieder bergab. Es waren unfruchtbare „Hundstage". Inspektionen machten allen Genossen im Verband die Hölle heiß und den Chor fast stumm. Situationsbericht von Major Schürer:

„... Nörgeln ist zwecklos. Darum probten wir regelmäßig mit unregelmäßiger Teilnahme. Auf dem Papier stand ein Chor und im Probenraum ein Singegrüppchen. Der Stamm droht zu zerbröckeln..." Die Kommandeure unterstützten Major Schürer so gut es ging. So nach und nach schlossen sich wieder die Reihen. Viele Auftritte folgten zu Jugendweihen, Übungen, Neueinstellungen bis zur nächsten roten Eintragung im Tagebuch:

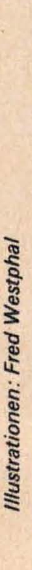
„01. 10. 1974. Der Soldatenchor erhält vom FDGB die Pablo-Neruda-Gedenkmedaille..."

Und rot steht auch noch am 01. 03. 1975 geschrieben: „... Wir erhalten zum zweiten Mal die Auszeichnung ‚Hervorragendes Volkskunstkollektiv der DDR'..."

Zwei Tagebücher mit über 150 Seiten. Vieles könnte noch zitiert werden, z. B. das herzliche Verhältnis, das der Chor mit Künstlern der „Volksbühne" Berlin hat oder das Kompliment des Gerd-Michaelis-Chors. Doch dazu müßte es eine Fortsetzung geben. Eines möchte ich zum Schluß jedoch noch loswerden: Ich las immer wieder zwischen den Zeilen, daß Major Schürer sehr gerne Berufssoldaten in seinem Chor singen hören möchte. Und dann wäre da noch ein Wunsch zu nennen, eventuell mal an den Arbeiterfestspielen teilzunehmen...

Major Wolfgang Matthèes

Nachtrag: Der Chor erhielt zum Nationalfeiertag der Republik in diesem Jahr zum dritten Mal die Auszeichnung „Hervorragendes Volkskunstkollektiv der DDR".



Illustrationen: Fred Westphal



Die Lautlosen

Sanft brummend zeichnet der SPW seine Spur in die eintönig weiße Fläche, strebt unter schützendem Schneefall dem Waldrand zu, entläßt dort eine Gruppe von Aufklärern.

Nur wenige Kommandos, fast geflüstert. Die Stoppuhr in der Hand des Vorgesetzten verrät den Übungscharakter des Unternehmens. „Vier, drei, zwei, eins . . . vorwärts!" Die Männer, in weißer Tarnkleidung, Skier unter den Füßen, behängt mit Maschinenpistole und Schutzmaske, versehen mit einem konkreten Auftrag, gleiten davon, verschwinden lautlos in der trüben Tiefe des Winterwaldes.







Keiner der Soldaten möchte heute noch an den Kummer des Regimentskommandeurs zu Beginn ihres Militärdienstes erinnert werden, als die Ergebnisse einer ersten Überprüfung ihrer körperlichen Tüchtigkeit als „erschreckend" eingeschätzt wurden, denn viele der erzielten Werte entsprachen damals nicht einmal der geforderten untersten Grenze. Freilich sind sie auch heute noch keine perfekten Aufklärer. Von ihrem Gruppenführer, Unterfeldwebel Antonin Fiala, mal abgesehen, der – Kandidat der KPTsch und Bester – mit seinem militärischen Wissen soldatischem Können und seiner vorbildlichen Dienstauffassung anspornend auf seine Genossen wirkt. Aber sie sind auch keine Anfänger mehr. Systematisch gesteigerte physische Belastungen, angefangen bei konsequent absolviertem Frühsport, nicht endend bei 15-Kilometer-Ausdauermär-



schen, machten allmählich Soldaten aus ihnen, die nicht nur durch die Uniform als solche gekennzeichnet waren.
Und nun 60 Kilometer durch unwirtliche Schneewildnis, mit unbekannten und überraschenden Einlagen. Das war kein einfacher Hartetest mehr, den der Ausbildungsplan da von ihnen forderte, sondern schon eine Art Gesellenstück, in dem viele einzelne, oft trainierte Ausbildungselemente zu einer sinnvollen, gefechtsnahen „Lage" zusammengebastelt waren. Vorläufig pirschen sich unsere Männer aber noch durch den Hochwald. Die unverbrauchte Kraft verleiht ihnen ein flottes Tempo, das der Ehrgeiz, im Wettbewerb mit den anderen Gruppen als beste abzuschneiden, noch erhöht. Doch bald fliegt der Puls, verlangen die Lungen nach mehr Sauerstoff, wird aus dem unterdrückten Keuchen ein lautes Schnaufen. Das trägt den weißen Gestalten – obwohl der aufzuklärende Gegner vermutlich noch weit entfernt ist -- einen strafenden Blick des Gruppenführers ein. Also zusammenreißen und weiter auf die geräuschlose Tour!
Nach zehn ereignislosen Kilometern die erste Kontrollstelle. Zeitnahme. Anerkennendes Murmeln, dann ohne Rast weiter. Die Nacht bricht herein, und mit jedem weiteren Kilometer wächst die Müdigkeit. Die Ausrüstung verdoppelt tückisch ihr Gewicht, die Füße sind bleischwer. . . Endlich, gegen Mitternacht, ein Zeichen von Fiala: Pause. Ein kleines, geschütztes Feuer verhilft zu heißem Tee, der die Lebensgeister in den ausgepumpten Gestalten, die sich einfach in den Schnee fallen gelassen haben, wieder weckt. Kurze Zeit später: „Bretter anschnallen!" – Fiala ist unerbittlich. Der nächste Abschnitt sieht die Männer unter der Schutzmaske. Versuch' mal, dich so maskiert, nachts bei Schneefall und in unbekanntem Gelände zu orientieren, wenn sich die Maskengläser trüben und sich die Schweißtropfen am Kinn zu einem brennenden Tümpel ansammeln!
Nun müßte aber langsam mal etwas passieren! Der Gegner kann nicht mehr weit sein. Das Gelände ist längst hügelig geworden, Buschwerk hat die Bäume abgelöst. Da – ein Posten des Gegners. Fiala flüstert Befehle. Einer seiner Männer erklimmt den Hang über dem feindlichen Posten, ein anderer schleicht sich atemlos an den Ahnungslosen heran, die restlichen Genossen sichern den Überfall. Ein kurzes Aufblitzen der Taschenlampe blendet den Gegner, im gleichen Moment schwingt sich von oben ein Schatten auf ihn – man hat in der Nahkampfausbildung schließlich nicht geschlafen! Die gelungene Gefangennahme hat unseren Männern so viel Auftrieb gegeben, daß auch die nächste Aufgabe, einen vorgeschobenen Beobachtungsstand des Feindes im Handstreich zu nehmen, nach allen Regeln der Aufklärerkunst gelöst wird. Von hier aus ist auch die Nahverteidigung des Gegners auszumachen. Schnell, aber präzise wird eine Aufklärungsskizze angefertigt, ergänzt mit den Angaben der Gefangenen.
Dann beginnt der beschwerliche Rückmarsch. . .
Ihr SPW steht da, wie sie ihn verlassen haben. Mit einem Unterschied: Er ist defekt. Das heißt für die Gruppe, die müden Knochen nochmal zusammenzureißen, den Fehler zu finden und zu beheben. Erst dann sind sie erlöst, lassen sich heimschaukeln und fallen, für die nächsten Stunden nicht ansprechbar, in ihr hartes, aber heute wundervolles Soldatenbett.
Bleibt noch zu vermerken: Die Männer des erfahrenen Aufklärers Fiala gewannen das Rennen knapp vor den anderen Gruppen dieser Aufklärereinheit der Tschechoslowakischen Volksarmee.

G. Schulz

U-Boote sind Kampfboote, die ihre Gefechtsaufgaben in der Über- und Unterwasserlage erfüllen. Ihre äußere Form gleicht einer Zigarre bzw. einem Tropfen. Diese Besonderheit des Bootskörpers ist erforderlich, um dem Wasserdruck in getauchtem

U-Boote

Zustand standzuhalten. Die Tauchtiefe moderner U-Boote kann bis zu 400 m betragen. Die Masse der heute gebräuchlichen U-Boote hat diesel-elektrischen Antrieb. Ihre Bewaffnung besteht aus Torpedos, Raketen und Flugkörpergeschossen.

U-Boote bilden die Hauptschlagkraft der modernen Flotten und die Hauptbewaffnung der Unterwasserkräfte. Sie werden in Flottillen, Divisionen und Brigaden zusammengefaßt. Die Kampfeigenschaften der U-Boote ermöglichen im Zusammenwirken mit anderen Waffengattungen der Seestreitkräfte oder Teilstreitkräften starke überraschende Schläge gegen die Unterwasserkräfte, Kampfschiffe, Basen und Objekte des Hinterlandes eines Gegners.

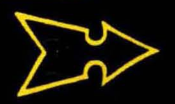
Gegenwärtig gibt es folgende Unterklassen: Angriffs-U-Boote, U-Boot-Abwehr-U-Boote, Aufklärungs-U-Boote, Transport-, Ausbildungs- und Versuchs-U-Boote.

Im Hafen von Wladiwostok steht auf einem steinernen Postament ein U-Boot. Es trägt die taktische Nummer S-56. Vor vierzig Jahren wurde es auf Kiel gelegt, stückweise per Eisenbahn nach dem Fernen Osten gebracht und dort zusammengebaut. Im ersten Kriegsjahr lief es im Bestand der Pazifikflotte (1. U-Boot-Brigade) zum Einsatz aus. 1943 überquerte das Boot den Stillen und den Atlantischen Ozean von Wladiwostok bis Polarnaja und wurde in den Bestand der 2. Abteilung der U-Boot-Brigade der Nordmeerflotte übernommen. Hier führte seine Besatzung einen heldenhaften Kampf gegen die Seeverbindungen des faschistischen Deutschlands, versenkte und beschädigte in acht längeren Feindfahrten viele Schiffe des Gegners. Für diese Leistungen wurde das Boot mit dem Rotbannerorden (1944) und dem Gardetitel (1945) ausgezeichnet. Sein Kommandant, Fregattenkapitän Schtschedrin, erhielt den Goldenen Stern des Helden der Sowjetunion, alle Besatzungsmitglieder Orden und Medaillen. Nach dem Krieg wieder der Pazifikflotte zugeteilt, diente S-56 als Ladestation und Ausbildungsboot, bis es als bleibendes Denkmal für die U-Boot-Fahrer des Großen Vaterländischen Krieges auf den Ehrensockel gestellt wurde.

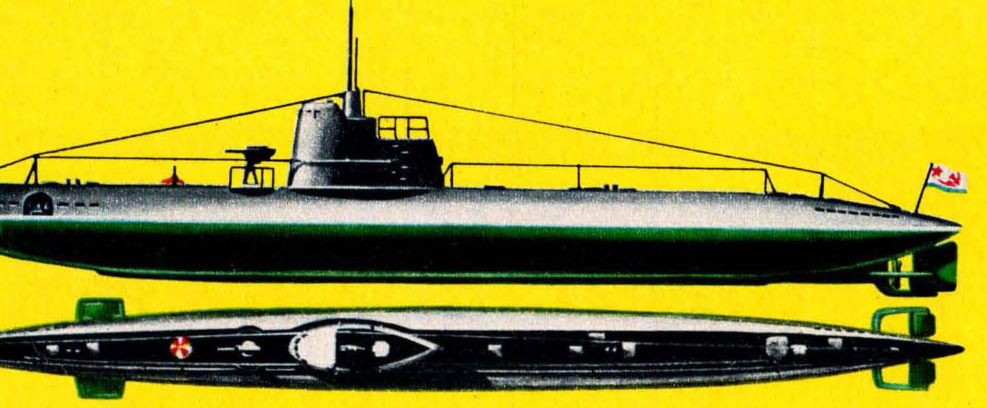
S-56 gehörte zu den mittleren dieselelektrischen U-Booten der Sowjetmarine, die Mitte der 30er Jahre gebaut wurden. Der Typ S stellte bereits eine neue Generation von Kampf-U-Booten dar, die mit allen Attributen des modernen U-Boots versehen waren.

Den Anfang der sowjetischen Unterwasserkräfte bildeten die aus der zaristischen Marine übernommenen U-Boote des ersten Weltkrieges vom Typ „Bars". Auf ihnen lernten die Roten Matrosen das schwierige Handwerk des Seemanns unter Wasser.

Beim Neuaufbau der Flotte (1921 bis 1930) gingen die sowjetischen Konstrukteure zunächst daran, die den U-Booten dieser Jahre noch anhaftenden Mängel zu beseitigen. Dazu gehörte auch das Problem der Akkumulatoren. Während der Unterwasserfahrt geben die Akkus eine bedeutende Menge an Wasserstoff ab, der – wird er nicht aufgefangen – mit dem Sauerstoff der Luft das gefürchtete Knallgas bildet. Die Konstrukteure schufen ein Gerät zur flammenlosen Oxydation des Wasserstoffes





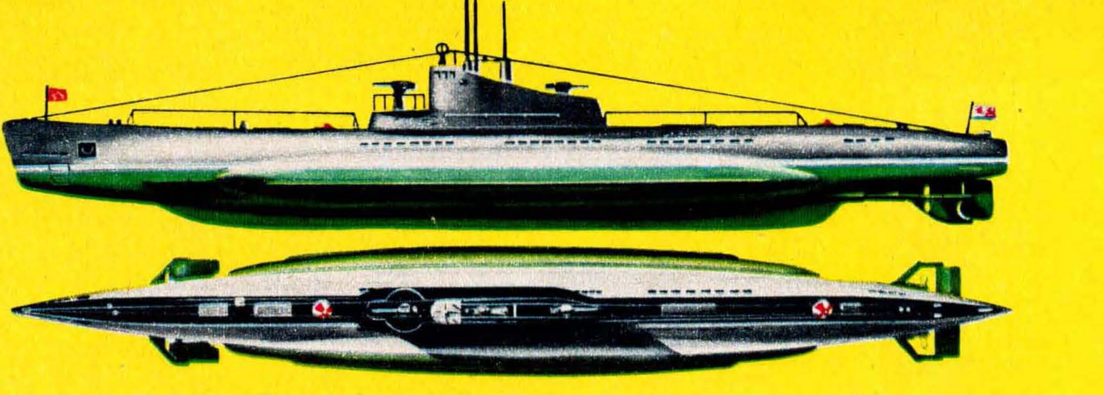


Minenleg-U-Boot Typ L

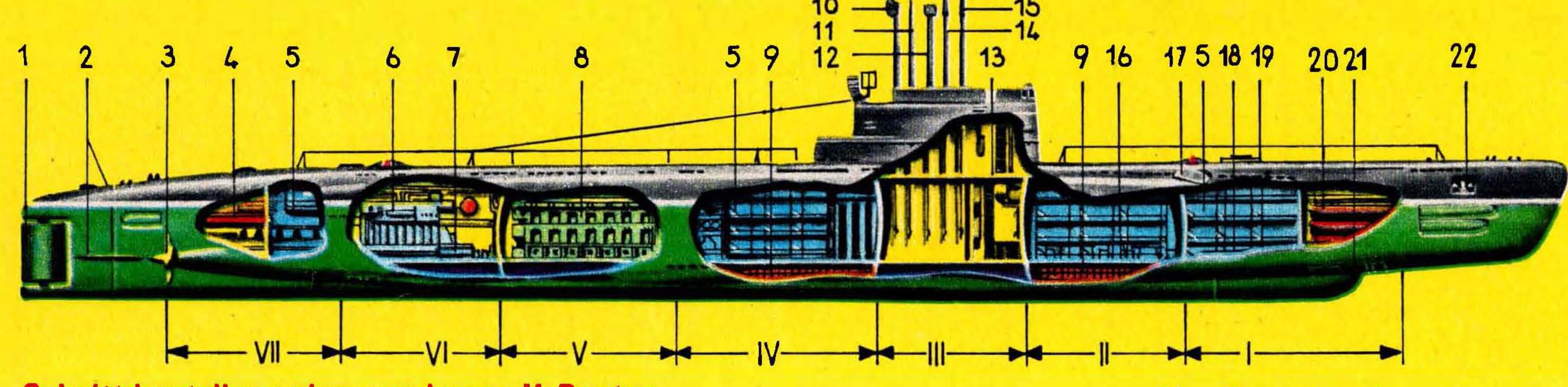
Kleines U-Boot Typ M XII

Versionen dieselelektrischer sowjetischer U-Boote kernkraftgetriebenes U-Schiff (unten rechts)





Mittleres U-Boot Typ Schtscha



Schnittdarstellung eines modernen U-Bootes

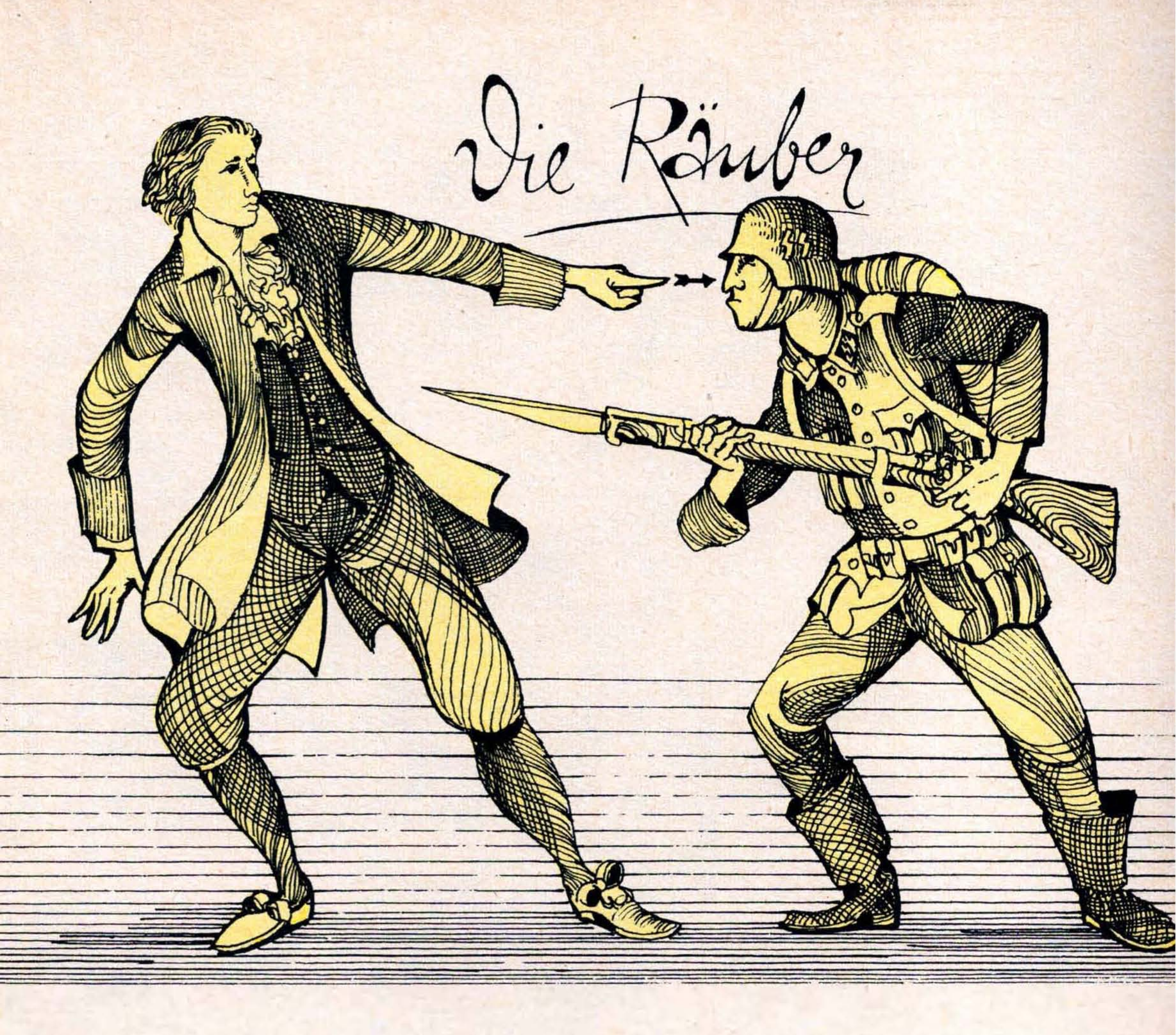
1 – Ruder
2 – Hecktiefenruder
3 – Schraube
4 – Hecktorpedorohre
5 – Mannschaftsraum
6 – E-Station
7 – E-Antrieb
8 – Dieselmotor
9 – Batterien (Akkus)
10 – Antenne der Funkmeß-Station
11 – Funkantenne
12 – Luftschacht/Schnorchel
13 – untere Arbeitsluke
14 – Fla-Sehrohr
15 – Kommandanten-Sehrohr
16 – Offiziersmesse
17 – Torpedoübernahmeschacht
18 – Reservetorpedos
19 – Bergungs- und Rettungsboje
20 – Bugtorpedorohre
21 – Schacht der hydroakustischen Geräte
22 – Anker

I – Bugtorpedoraum
II – Bugakkumulatorenraum
III – Zentrale
IV – Heckakkumulatorenraum
V – Dieselraum
VI – E-Motorenraum
VII – Hecktorpedoraum

und bannten somit die Explosionsgefahr auf den U-Booten.
1927 begann der Bau der ersten sowjetischen U-Boote, Typ „Dekabrist" (D). Fast zur gleichen Zeit liefen die Arbeiten am Unterwasser-Minenleger Typ L an. Zum Unterschied zum Typ D besaß das Minen-U-Boot im Heck eine Verlegevorrichtung für 20 Minen. Als 1934 die ersten U-Boote dieser Gattung in Dienst gestellt wurden, waren auf den Reißbrettern schon die Zeichnungen für den mittleren Typ Schtscha und für die kleinen U-Boote Typ M-VI fertig. Diese Boote erfuhren noch während des Serienbaus umfassende Verbesserungen. Die Modernisierung bezog sich auf die Vergrößerung des Deplacements (M XII) und auf Stabilisierungsgeräte. Es hatte sich erwiesen, daß beim Ausstoß der beiden Bugtorpedos die leichten Boote sich nur schwer in der eingesteuerten Unterwasserlage halten konnten. Auch kam erstmals bei diesen Booten das Schweißverfahren beim Bau des Druckkörpers in Anwendung. Ein besonderer Vorteil bestand darin, daß die M-Typen eisenbahntransportfähig waren, was der Umsetzung in andere Flotten entgegen kam.
An der Konstruktion dieser U-Boote war Konteradmiral Ing. Rudnitzki maßgeblich beteiligt. Unter seiner Leitung entstand auch das Projekt des U-Kreuzers Typ K. 1934 entworfen und 1935 bestätigt, begann bald darauf der Bau. Der U-Kreuzer sollte ein wirklich universelles U-Boot, mit Torpedo-, Artillerie- und Minenbewaffnung werden. Außerdem sollte er über einen großen Fahrbereich verfügen. Zwei Dieselmotore mit der für damalige Verhältnisse enormen Leistung von je 4200 PS sicherten eine hohe Überwassergeschwindigkeit. Komplikationen brachte die vorgesehene Minenbewaffnung mit sich. Das Problem lösten die Konstrukteure so einfach wie gekonnt: Sie projektierten die Behälter für die Minen in die Ballast-Tanks. Damit konnte das Heckteil besser für den Einbau der Torpedorohre und anderer Geräte genutzt werden.
Die U-Kreuzer trugen in großem Maße den Erfordernissen Rechnung, die ein längerer Bordaufenthalt der Besatzung verlangt. So waren im Typ K die Kojen fest installiert. Ein Duschraum, ein Kühlraum für Lebensmittel und weitere Einrichtungen zur Verbesserung der Lebens- und Gefechtsbedingungen an Bord befanden sich im Boot. 1939 wurden die ersten Einheiten des Typs K der Seekriegsflotte übergeben.
Nach 1945 verdrängte die neue Generation moderner und modernster Unterwasserschiffe die alte Garde, ohne sie jemals zu vergessen. Auf ihre Erfahrungen, auf ihre Konstruktionsprinzipien bauten die heutigen Unterwasserkräfte der sowjetischen Seekriegsflotte auf.
Die U-Bootflotte bildet die Hauptkraft der Seekriegsflotte der UdSSR. Sie hat hochseetüchtige dieselelektrische sowie raketenbewaffnete und kernkraftgetriebene Einheiten mit großem bzw. unbegrenztem Aktionsradius.

K. E.

Typ	Deplacement üb. Wasser unt. Wasser ts	Motorleistung Diesel E-Motor PS	Geschwindigkeit üb. Wasser unt. Wasser kn	Fahrstrecke üb. Wasser sm bei kn Tauchtiefe m	Bewaffnung Torpedo Minen Artillerie	Besatzung
M VI kleines U-Boot	150 210	680 240	12 6	1600/8 50	2 × 533 1 × 45 –	15
M XII kleines U-Boot	200 260	800 400	15 8,4	3000/8 50	2 × 533 1 × 45 –	18
L Minenleger	1100 1300	4100 1500	16 8	7400/8 90	4 × 533 1 × 45 20	50
Schtscha mittleres U-Boot	780 900	4000 2200	19 8,5	7000/8 100	6 × 533 1 × 100 1 × 45 20...32	50
K U-Kreuzer	1500 1700	8400 2400	21 8,5	10000/9 100	10 × 533 2 × 100 2 × 45 20	65



Ob Schiller ein deutscher Dichter war oder nicht, darüber kam es zu einem Streitgespräch zwischen einem höheren SS-Offizier und einem Franzosen. Es geschah im letzten Jahr der Besetzung Frankreichs im zweiten Weltkrieg. Die Handlung war im Abteil I. Klasse des D-Zuges Paris–Strasbourg, das der Deutsche mit einem zackigen „Heil Hitler!" betreten hatte. „Bon jour, Monsieur", antwortete der am Fenster sitzende ältere Herr, von seiner Buchlektüre aufblickend.
„Unverschämtheit!" murmelte der SS-Mann, sein Gegenüber mit giftigen Blicken musternd. Und was sahen da seine verwunderten Augen? Der Franzose las ein Buch von Schiller in deutscher Sprache! – Also Deutsch versteht der Kerl, bloß den deutschen Gruß respektiert er nicht, ging es dem Schwarzrock durch den Kopf. Nach einer Weile Nachdenkens begann er ein Gespräch. „Sagen Sie mal, unser deutscher Dichter Schiller gefällt Ihnen wohl besser als unser deutscher Gruß?"
„Wieso ein deutscher Dichter? Schiller war doch ein internationaler Dichter", antwortete der Franzose. Und als er des anderen verwundertes Gesicht sah, fuhr er fort: „Bitte, mein Herr, für wen hat denn Schiller seine Dramen geschrieben? Für die Österreicher ‚Wallenstein', für die Schweizer ‚Wilhelm Tell', für die Italiener ‚Die Braut von Messina', für die Franzosen ‚Die Jungfrau von Orleans', für die Spanier ‚Don Carlos', für die Russen ‚Demetrius'!"
Das Gesicht des Sturmbannführers war bei dieser Aufzählung immer länger geworden.
„Sie wollen doch aber nicht behaupten, daß Schiller für uns nicht auch etwas geschrieben hat?" stammelte er schließlich.
Der Franzose lächelte verbindlich. „Natürlich hat er auch für Sie ein Drama geschrieben: ‚Die Räuber'!"

Illustration: Horst Bartsch


ar





Mit Rauschebart und Koteletten

...und beides schlohweiß wie Watte, macht mein Gegenüber im D-Zug einen kolossalen Wirker. Was da an Männern zwischen 12½ und 41¾ den Gang entlang zur MITROPA drängelt, mustert den greisen Herrn Sauerkohlträger respekt- und neidvoll, von wegen: Bei uns dauert's vier Wochen, bis sich an Kinn und Wange etwas Sehenswertes regt – aber die olle Popkonserve, seht mal, trägt solchen fetzigen Fußsack im Gesicht spazieren! Tja, Leute, sinniere ich Vorweihnachtsurlauber schadenfroh und schläfrig, da ist doch für unsereinen als Soldat, der jeden Tag am Apparat verlangt wird, das Problem von vorn herein gelöst. Und ganz ruhig, weil mich weder ein fremder noch der eigene Bart juckt, begebe ich mich in Schlafposition.

Kaum habe ich mich begeben, adressiert mein Gegenüber durch sein Fassadengestrüpp hindurch an mich die Frage: „Weshalb, mein Söhnchen, führst du die vielen Bücher in deinem Koffer mit dir?" Ich, mit Rücksicht auf das fortgeschrittene Alter des Verstrüppten, gebe höflich Auskunft: „Deshalb, mein Väterchen, weil ich dieselben den Lesern einer nicht unbekannten Zeitschrift vorstellen will – Lese- und Geschenktips zum Fest, klar? Hinwiederum, da Sie durch Kofferwände zu sehen vermögen, darf ich Sie für einen Hellgucker halten?" – „Halt'

mich für den, der ich bin", röhrt es aus der Öffnung zwischen den weißen Borsten. Ein Baggergreifer von Hand hält mir das Namensschild vor die Nase, das von einem Riesensack herunterbaumelt. Der Sack füllt die ganze Gepäckablage. Auf dem Schild steht: „W. Moros-St. Claus".
Herr Moros-St. Claus durchbohrt meinen Koffer mit Röntgenblicken und streichelt liebevoll seine Eigenbauwolle unter der Nase. „Eins ist dabei, das ist dick und himmelblau eingeschlagen", stellt er fest. „Stimmt", muß ich zugeben. „Das sind die Erzählungen von Martin Andersen Nexö, herausgegeben vom Aufbau-Verlag. Nexö werden Sie kennen, Ditte Menschenkind, Pelle der Eroberer... Ein paar Geschichten aus diesem Band kenne ich noch von der POS her. Es sind Erzählungen über Fischer und Bauern, Waschfrauen und Dienstmägde, von der Poesie des einfachen Lebens und von der Kraft einfacher Menschen." – „Sehr gut, Söhnchen, empfiehl das Buch, meinen Segen hast du. Aber da ist noch ein anderes, ganz und gar in einer bestimmten Uniformfarbe...?" Der Bartmensch sieht wirklich durch, Leute, der kann mehr als Brot in die Futterluke schieben! Das Buch, von dem er spricht, trägt einen Schutzumschlag in der Farbe der Uniformen unserer sowjetischen Waffenbrüder. Es handelt sich um Juri Bondarews (berühmten und verfilmten, von mir schon Anfang des Jahres vorgestellten) Stalingrad-Roman „Heißer Schnee", der in der „Bibliothek des Sieges" beim Verlag Volk und Welt erschienen ist. Der Leser vom Dienst rät euch nochmals: Achtet beim Bucheinkauf oder in der Bibliothek auf das Signet der „Bibliothek des Sieges" (roter Pfeil zerbricht Hakenkreuz), diese Reihe bietet preiswert hervorragende Literatur.
So, nun wieder zu dir, Väterchen Rauschebart. Deine Kleinkleinkunsttricks kannst du dir für die Silvestervorstellung im Heim für gehobene Analphabeten aufheben, denn, siehstewoll, jetzt klappe ich einfach meinen Koffer auf und stapele meine Bücher auf der Ablage vorm Fenster. „Bitte sehr, Herr Moros-St. Claus, um Ihnen die Sache zu erleichtern. Hier haben Sie den ‚Barfüßigen Steptänzer', enthaltend dreimal elf Geschichten von Hohn Stave sowie Zeichnungen von Louis Rauwolf, etwas zum Schmunzeln und zum Lachen..." Weiter stelle ich ihm vor einen Kronen-Krimi (nur echt mit der Eule!) von Erich Loest: „Oakins macht Karriere". Erkläre, daß der kleine Detektiv und Judoka Pat Oakins meine Bewunderung besitzt, weil er jeden Gegner im Nu zu einem pflegeleichten Bündel schrumpfen läßt; und daß Loest meine Bewunderung besitzt, weil er seine berühmten Krimischreiberkollegen ganz pfiffig auf den Arm nimmt; und daß die beiden Bücher im Eulenspiegel-Verlag erschienen sind... „Und das hier?" will Moros-St. Claus wissen. Das hier heißt „Buschbrand" und ist ein Abenteuerroman mit Schauplatz Südaustralien von Joachim Specht. Das Buch hat mich durch seine innere Geschlossenheit beeindruckt. Die spannend-tragische Handlung entwickelt sich, logisch bis ins Detail, aus den gesellschaftlichen Verhältnissen Australiens, die der Autor aus eigenem Erleben kennt. Spechts Roman ist im Verlag Das Neue Berlin herausgekommen.
Unser Zug rattert über eine Weiche. Der Bartträger rettet meinen Bücherstapel vorm Umkippen, indem er mit seinen Baggergreifern zulangt. „Was Sie da obenauf festhalten", erläutere ich ihm, „dieses Buch vom Verlag der Nation – es ist so wahrhaftig geschrieben, daß dem Verfasser deswegen der Kunstpreis abgesprochen und er selber eingesperrt wurde. Das geschah in den dreißiger Jahren. Damals hatte in Bulgarien die Reaktion Oberwasser. Konstantin Petkanow schildert in seinem Roman schlicht und ergreifend, wie der erste Weltkrieg, einem unheilvollen ‚Purpurroten Stern' gleich, erbarmungslos das Leben bulgarischer Kleinbauernfamilien zerstört."
„Gut, Söhnchen. Und nun bitte das letzte", wünscht sich Moros-St. Claus. Dieses letzte Buch in meinen Festtagstips ist ein Stück Autobiographie. Vergnüglich-harmlos liest sich, was Manfred Künne in seinem Roman „Jugendträume" (Paul-List-Verlag) erzählt – von den Wegen und Umwegen (ohne ernsthafte Gefahren oder große Bewährungen an Weges- oder Umwegesrändern) eines talentierten jungen Mannes zur Liebe und zum ersten Erfolg als Schriftsteller. Was Künne mit selbstironischem Augenzwinkern ausbreitet, ist übrigens ein Abschnitt DDR-Literaturgeschichte.
... „Gut, mein Söhnchen", krächzt es aus dem Sauerkohl, „hast mir sehr geholfen, werde mich deiner gelegentlich erinnern." Ächzend erhebt sich mein bärtiges Gegenüber, wirft sich den Riesensack auf den Rücken und tritt auf den Gang. Der Zug bremst ab, ich werde tüchtig durchgeschüttelt, reibe mir die Augen – wo ist der Bartmensch? Weg, einfach weg. Sollte ich etwa nur...? Zugegeben, ich war verflixt schläfrig. Und, was mir sehr zu denken gibt: Moros, Djed Moros... St. Claus ... und dieses „W." könnten doch nur bedeuten...
Na, Leute, macht euch selber einen Reim drauf, denkt beim Bücherkaufen, -lesen und -verschenken an meine Tips, und, fast hätte ich's über den Bart vergessen: Rutscht gut 'rein ins neue Jahr!



Euer Leser vom Dienst

Wasserslalom mit





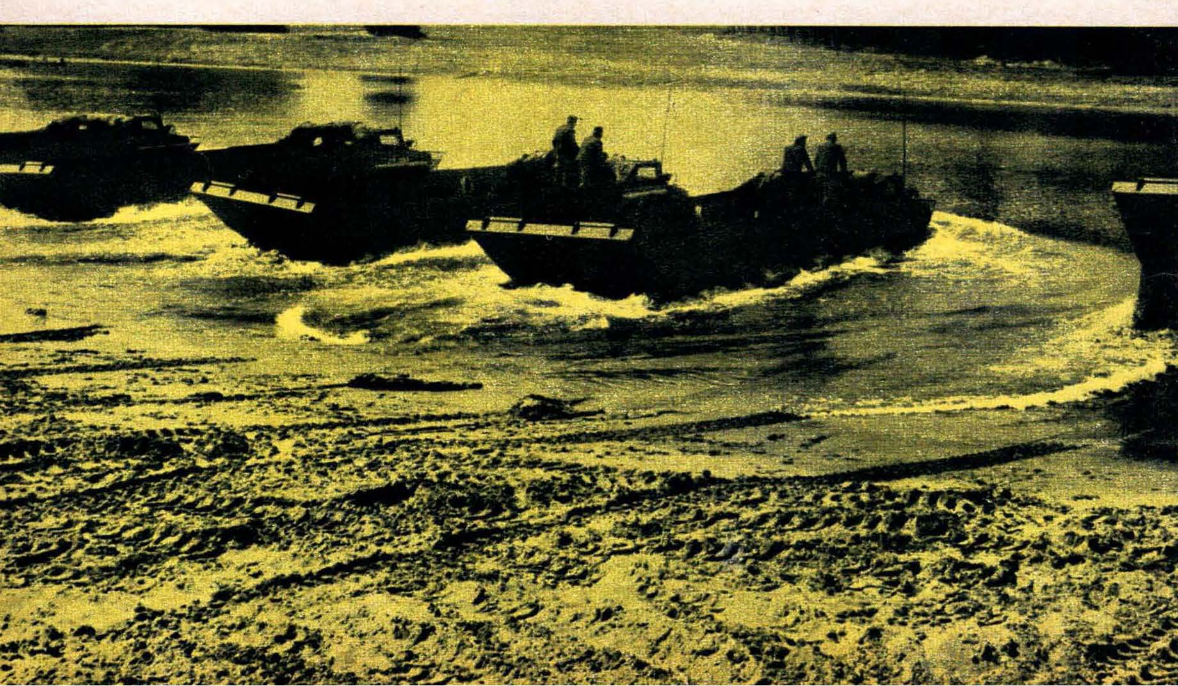
Haben Grund zum Lachen: Gefreiter Kolja Popow und Unteroffizier Hübner.



Unsere Bilder verraten es schon: Besagter Wasserslalom fand nicht im Wildwasser eines Gebirgsflusses oder auf breiten Skiern hinter schnellen Booten statt. Es galt auch keine Tore und Hindernisse zu passieren. Schauplatz der Veranstaltung war ein Wasserplatz des sowjetischen Pionierbataillons Ketow, das seit Jahren enge Waffenbrüderschaftsbeziehungen zu den Pionieren der Einheit Rückmann pflegt. Die Akteure: Sowjetische und deutsche Landeübersetzpioniere mit ihren Amphibienfahrzeugen. Wasserfahrschule stand auf dem Programm der sowjetischen Freunde, denn vor kurzem waren neue Soldaten ins Bataillon gekommen. Ohne praktische Erfahrungen auf dem PTS, dem Vollketten-Schwimmwagen. Wasserfahrschule stand aber auch im Dienstplan der Einheit Rückmann, gewissermaßen eine Routinesache, denn ihre Fahrer sind eingefuchste Spezialisten, längst mit dem „Schwimmer" vertraut, in manchen Übungen erprobt. Neben dem normalen Training sollte auch gleichzeitig die Vorbereitung auf eine kommende Übung stattfinden. Eine Sache

Wasserslalom mit Kolja

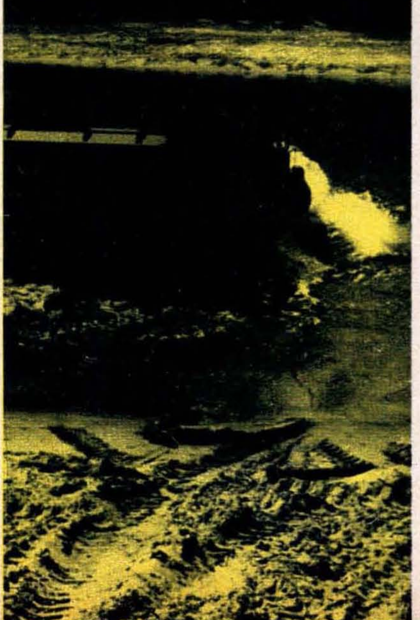
also, die in sich bereits die Voraussetzung für gemeinsames Handeln barg.
Aber wie? Man muß wissen, daß die Wasserplätze der beiden Partner weit voneinander entfernt liegen. So war bisher eine gemeinsame Ausbildung in diesem Fach nicht möglich. Unter Freunden und Kampfgefährten aber läßt sich alles regeln, sagten sich die Kommandeure, setzten sich in Verbindung und vereinbarten Tag und Stunde der Wasserfahrschule. „Schwierig für unsere Truppe erwies sich der Transport der schweren PTS", erklärte Genosse Major Rückmann. „Aber Sascha, mein persönlicher Freund und Partner in Waffenbrüderschaftsangelegenheiten, schaltete wie üblich: schnell, unkompliziert und eben wie ein guter Kamerad. Warum große Probleme wälzen, ob mit drei oder vier Fahrzeugen anreisen, im Eisenbahn- oder Landmarsch? Komm mit deinen Leuten einfach her, meinte er, Fahrzeuge habe ich genug. So ist er."
Früh beizeiten, noch vor dem Aufstehen, wie man so sagt, ging es los. Aufsitzen auf Lkw, Richtung B. Mancher der fröstelnd auf der Pritsche hockenden Landeübersetzpioniere wird sich seins gedacht haben. Auf fremdem Bock kutschieren? Ob das gut geht? Wenn es auch die gleiche Technik ist, so hat doch jedes Fahrzeug seine Eigenheiten, jeder Fahrer hat seinen Stil, der sich auf das Fahrzeug auswirkt. Vielleicht spielte auch bei dem einen oder anderen der Gedanke eine Rolle, daß gerade an so einem Tag jedes Mißgeschick doppelt zählt. Wenn nun eine Panne, eine Havarie auftritt, was dann? Alle dunklen Wolken verflogen, als der Schlagbaum des sowjetischen Lagers erreicht war. Der Posten schmunzelte über das ganze Gesicht, als er alte Bekannte sah, bat aber vorschriftsmäßig zu warten, bis der Wachhabende käme. Der bedeutete ihm schon von weitem, die deutschen Towarischtschi rein zu lassen.
Schon bei der Einfahrt machten unsere Männer erste Bekanntschaft mit den Schwimmwagen, optisch erst einmal. In langer Reihe standen die olivgrünen Amphibien bereit, ihre Meister zu empfangen.
Es bedurfte keiner langen Vorreden. Schnell war der günstigste Modus gefunden – der Modus, nach dem für beide Seiten der größtmögliche Nutzen herauskommt.
Wir fahren so: Oberleutnant Kidrjaschkin, der Kompaniechef der Landeübersetzeinheit, übernimmt das Gesamtkommando. Besetzt werden die Wagen mit zwei Fahrern, einer von euch und einer von uns. Begleitmannschaft sind die übrigen Soldaten. Jedes Rennen hat drei Fahrzeuge. Geführt wird über Funk.
Der Vorschlag von Major Ketow fand allgemeine Zustimmung. Wjatscheslaw Kidrjaschkin stülpte schon die Panzerhaube über und rückte die Sprechgarnitur zurecht. Zwei kurze Sätze in Befehlssprache und seine Soldaten saßen auf. Danach kam unser „Aufsitzen!" Blaue Dieselwolken stoben aus den Auspufftöpfen der PTS, die Stille des jungen Tages wurde vom dumpfen Röhren der viele PS starken Motoren unterbrochen. Der Oberleutnant blickte prüfend aus seiner Luke in die Runde. Die üblichen roten und gelben Signalflaggen fehlten in seinen Händen. Ungewohnt für unsere Genossen. Das erste Mal fuhren sie mit Funkführung. An den Lenkknüppeln saßen die Anfänger, die sowjetischen Fahrer, Soldaten des ersten Dienstjahres. Neben ihnen mit prüfendem Blick solche alte Hasen wie die Unteroffiziere Drechsler, Bahnemann und Hübner, erfahrene PTS-Fahrer mit langer Praxis.



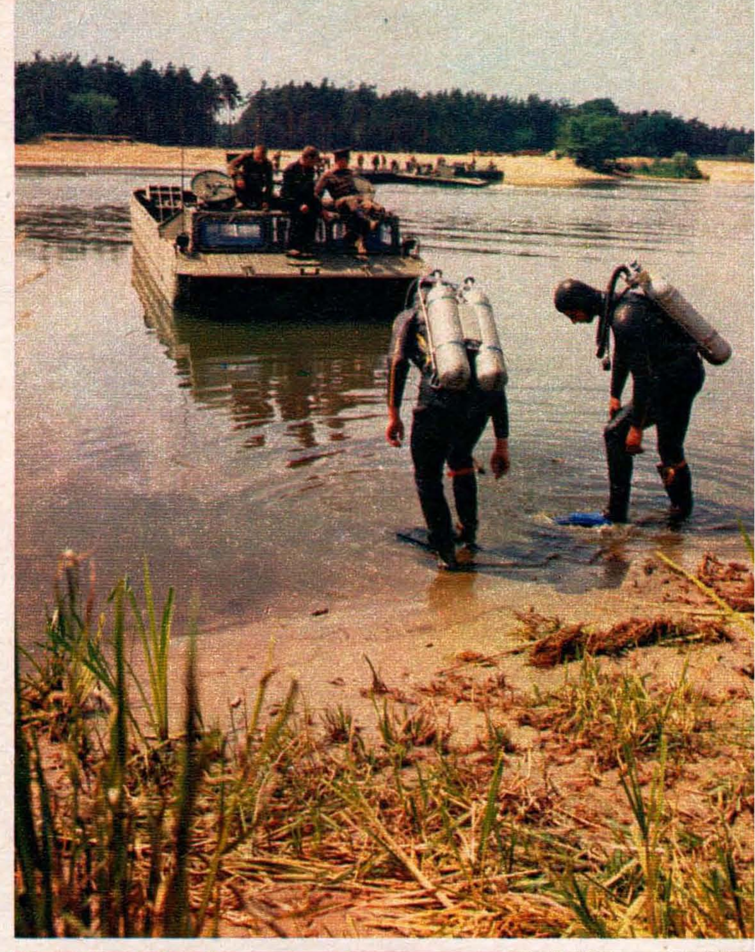
Man kann sich gut in die Gedanken dieser mit der sowjetischen Landeübersetztechnik vertrauten Spezialisten hineinversetzen. Kein Soldat ihrer Gruppe sitzt auf dem Fahrersitz, kein Fahrschüler in der Uniform der Volksarmee. Da kann nicht einfach korrigiert werden, da ist eine Ermahnung oder gar ein Anranzer nicht am Platze. Die Augen nehmen jede Bewegung auf, verfolgen jeden Handgriff, jede Reaktion der Gesichtsmuskeln der jungen angehenden Spezialisten, wenn aus dem Kopfhörer die Stimme des Oberleutnants klingt.
Mit aufheulendem Motor jagt das erste Rennen dem nahen Ufer zu. Sand- und Staubfontänen begleiten die Wagen. Die Bewegungen innerhalb der Formation verraten den draußen stehenden Beobachtern, wie der Kompaniechef führt. Fächerartig entfalten sich die Fahrzeuge, Abstände werden verringert oder erweitert. Ein Nachhänger wird herangeholt. Fast gleichzeitig tauchen die Wagen ihren breiten Bug in den Fluß – hoch spritzt das Wasser auf. Es erweckt zunächst den Eindruck, als blieben die schweren eisernen Kästen hilflos im Wasser stehen. Doch der Eindruck trügt. Nur Sekunden dauert es, und die Schraubenantriebe beginnen zu arbeiten.
„Vielleicht ein bißchen zu lange ‚geschwommen'", sagt einer der an der Ablauflinie stehenden Pioniere. „Man sieht, sie lernen noch. Aber sonst – gut." „Für die paar Wochen Truppe eine kleine Klasse",



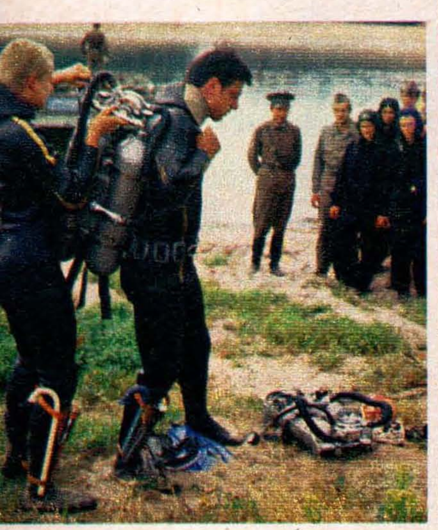
Dank und Auszeichnung für Oberleutnant Kidrjaschkin, Gefreiten Popow und Sergeanten Nowikow – und alle freuen sich.



meint Gruppenführer Puhl. Während die Schwimmwagen das Wasserhindernis zügig überwinden und am jenseitigen Ufer auf Kette umschalten, spricht Major Ketow über seinen Oberleutnant. Kidrjaschkin kann den ganzen Tag im Fahrzeug und auf dem Wasser zubringen. Der ist mit Leib und Seele Kommandeur. Er achtet auf Ordnung, schlimmer als der älteste Starschina, erfahren wir. „In der Ausbildung ist er ein Meister. Hier bleibt er stets ruhig. Er schockt keinen Soldaten durch grobe Worte. Vormachen, verbessern ist seine Devise."
Das sind nicht schlechthin Lobesworte. Die folgenden Stunden bestätigen die Aussage des Bataillonskommandeurs. Und die Meinung der Rückmänner unterstreicht das. Nachdem die ersten Fahrzeuge mehrere Male den Fluß überwunden, im nahen Wald die Kehre fuhren, mit und gegen die Strömung die Wagen lenkten, war Zeit zur Ablösung. „Also, jetzt ihr", forderte Major Rückmann die bisherigen Statisten der Szenerie auf. Mit gekonntem Schwung erklommen sie die Fahrersitze, setzten die Hauben der sowjetischen



Eine kleine Lehrvorführung geben die Taucher Gefreiter Millner und Soldat Reichert





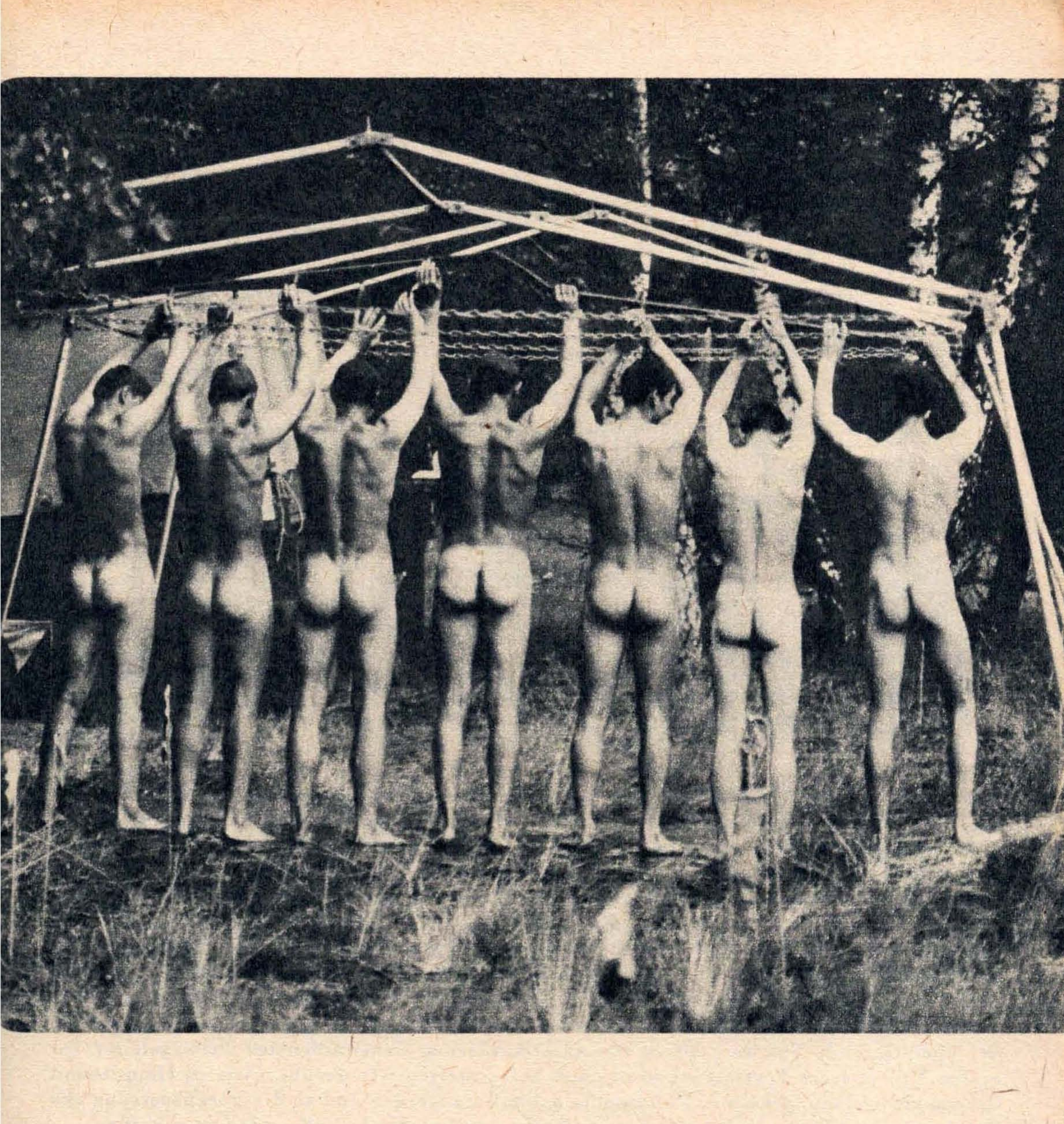
Wasserslalom mit Kolja

Genossen auf und lauschten in die Hörmuscheln. Kidrjaschkin konnte getrost russisch kommandieren, das verstanden die deutschen Fahrer.
„Nu, gatow?" fragte er. Seid ihr fertig und bereit? Sie quittierten „gatow".
Da kam auch schon das Kommando „Vorwärts". Gleichzeitig ruckten die Wagen an, gewannen an Fahrt und strebten, immer bedacht auf die Einhaltung der taktischen Abstände dem Wasser zu. Dutzende Augenpaare verfolgten sie, bis sie in einer Staubwolke versteckt am jenseitigen Ufer verschwanden. Von fern hörte man ihr tiefes Brummen.
„Woll'n mal sehen, wie sie drüben einfahren", sagten unsere Leute. Die Einfahrt am anderen Ufer war steiler gewählt worden. Das konnte man sich mit gewitzten PTS-Fahrern auch leisten. In Kolonne schoben sie sich aus dem Wald. Der erste Wagen blieb in seiner Spur, die beiden folgenden scherten, von Kidrjaschin geführt, nach rechts aus. Schnell hatte sich die frontale Ordnung gebildet. In dieser Formation rasselten die Kettenfahrzeuge dem Ufer zu. Eintauchen, Wasserfahrt, Ausfahrt, Wendung und Stehen in Reihe war in Minuten geschehen. In den Fahrerhäusern strahlten sechs schweißnasse Gesichter.
Grund zur Freude hatten nicht nur diese sechs. Die ganze Truppe zeigte, was in ihr steckt.
Gefreiter Popow, einer der schon mehr vom PTS versteht als die neuen Soldaten seiner Gruppe, hatte sich besonders hervorgetan, als er gegen die Strömung ein schwieriges Manöver zu fahren hatte. Er erhielt den Beifall aller seiner deutschen und sowjetischen Genossen, nicht mit Händeklatschen, sondern wie es Soldaten tun: ein kräftiger Schlag auf die Schulter, ein freundschaftlicher Rippenstoß, ein beifälliges Nicken. Er wurde zusammen mit seinem Kameraden Sergeant Wassili Nowikow von Major Rückmann mit dem Wimpel für ausgezeichnete Leistungen im Kfz-Dienst geehrt.
Am Rande der Begegnung zeigten unsere Taucher der Sicherheitsgruppe den sowjetischen Freunden ihr Können. Sie demonstrierten eine Bergung und erklärten bereitwillig die Funktion ihrer Geräte. Soldat Artjomko wollte unbedingt einmal die Luft kosten, die der Taucher unter Wasser atmet. „Schmeckt", meinte er scherzend.
Ein solcher Ausbildungstag geht viel zu schnell vorbei. Bald hieß es wieder „Aufsitzen!" und „Doswidanja" sagen. Aber nicht ohne festzustellen, daß die Absicht, für jeden etwas zu gewinnen, erreicht wurde.
Gefreiter Popow drückte es so aus: „Für uns war es schön zu zu sehen, wie die deutschen Genossen unsere Kampftechnik beherrschen. Es ist gut zu wissen, daß diese von sowjetischen Arbeitern gefertigten Maschinen in guten Hän den sind. Ich muß sagen, daß die deutschen Freunde goldene Hände haben. Sie fahren zügig und sicher."
„Was uns angeht, so kommt bald wieder", meinte Oberleutnant Kidrjaschkin. „Ihr habt gezeigt wie ihr fahren könnt. Unsere Soldaten werden euch nacheifern – dafür sorge ich", fügte er schmunzelnd hinzu.
Der allgemeine Tenor in unseren Reihen soll auf einen Nenner gebracht werden. Er lautet so: Erstens sind wir immer gern bei Ketows Soldaten zu Gast, zweitens konnten wir den sowjetischen Genossen unsere Erfahrungen übermitteln und drittens sind solche Tage genau die, an denen wir die Waffenbrüderschaft tatsächlich erleben.

Oberstleutnant K. Erhart







Eigentlich
wollte ICH jetzt duschen …

Nr. 14132

DATE ISSUED
AUSSTELLUNGSDATUM
JUN - 1 1966

RADIO FREE EUROPE
DIVISION OF FREE EUROPE INC.
IDENTIFICATION CARD

NAME Andrzej CZĖCHOWICZ

CITIZENSHIP
STAATSANGEH. Stateless

TITLE
TITEL Researcher

OFFICE
DIENSTSTELLE Munich

SIGNATURE
UNTERSCHRIFT

COUNTERSIGNED BY SECURITY OFFICER
GEGENZEICHNUNG DES SICHERH.-OFFIZIERS

CZECHOWICZ
ANDRZEJ

Aufsehenerregende Enthüllungen über die gegen Frieden und Entspannung gerichtete Tätigkeit des in der BRD stationierten USA-Senders „Freies Europa" machte der Hauptmann der Aufklärungsabteilung im polnischen Innenministerium Andrej Czechowicz am 10. März 1971 auf einer internationalen Pressekonferenz in Warschau. Dem polnischen Kundschafter war es gelungen, in die Auswertungsabteilung, das Herzstück dieser Diversionszentrale, vorzudringen. Genosse Czechowicz war „Researcher", beschäftigt also mit „Untersuchungen" und „Nachforschungen". Anders gesagt: Er hatte mit der Auswertung aller Informationen und Spionageergebnisse zu tun, die beim Sender „Freies Europa" täglich aus Polen eingehen oder die ein über den ganzen kapitalistischen Westen ausgedehntes „Korrespondenten"-Netz liefert. Nur ein Teil der Nachrichten wird für die Diversionspropaganda ausgenutzt, der überwiegende Teil an Zentren des amerikanischen Geheimdienstes weitergeleitet. Im ersten Teil unseres Fortsetzungsbeerichtes informierten wir darüber, wie es Hauptmann Czechowicz gelang, geheimer Dokumente habhaft zu werden und so die Voraussetzung zur Entlarvung und Festnahme einer ganzen Reihe von Agenten in Volkspolen zu schaffen.
Lesen Sie heute abschließend, wie es Hauptmann Czechowicz vermochte, eine gefährliche Situation zu meistern. Sie war entstanden, als er – gerade mit dem Kopieren von Spionagematerial über die polnischen Streitkräfte beschäftigt – unbeabsichtigt eingeschlossen worden war. Die hier auszugsweise und in gekürzter Form veröffentlichten Erlebnisse des ehemaligen Kundschafters sind einem Buch entnommen, das, aus dem Polnischen übersetzt, voraussichtlich im letzten Quartal des kommenden Jahres im Militärverlag der DDR erscheinen wird. Diese Erlebnisse stehen für



Ich konnte mich nur in den vier, eine Flucht bildenden Zimmern F-1, F-5, F-7 und F-9 bewegen. F-1 und F-9 hatten Türen zum Korridor, aber die waren nun abgeschlossen. Zwar befand ich mich im Erdgeschoß, doch die Fenster waren vergittert. Für den Fall, daß Feuer ausbrach, hingen Schlüssel zum Öffnen der Gitter in einem verglasten Kästchen. Hätte ich jedoch das Glas zerschlagen, die Gitter geöffnet und wäre aus dem Fenster gesprungen, so hätte dies gewiß eine Untersuchung durch das Security Office von Colonel Fischer nach sich gezogen. Das wollte ich lieber vermeiden, nicht nur mit Rücksicht auf mich. Die Nachschlüssel zu den Räumen F-1 und F-9, die ich bei mir trug, konnte ich nicht benutzen, da sich die Türen zu diesen wie auch zu den anderen Räumen auf Korridor F nur von außen ver- oder aufschließen ließen.
Die Situation war wirklich kritisch. Was konnte ich unternehmen?
Wäre ich solch ein „Kundschafteraß" gewesen, wie ein allzu beflissener Journalist mich nach meiner Rückkehr nach Polen darstellen wollte, so hätte ich mich nicht weiter darum gekümmert, daß ich in der Falle saß, sondern vielmehr das Kopieren der Dokumente gelassen fortgesetzt. Gewiß hätte ich auf meinen Glücksstern vertraut oder auf die Liebe einer Sekretärin, die, von böser Ahnung gepackt, selbigen Abend ins Gebäude des RFE eindringen würde, um mich zu befreien. Derartige Szenen kommen jedoch nur in Büchern oder Filmen vor. In Wirklichkeit erfordert Kundschafterarbeit vor allem Geduld, Selbstbeherrschung und einen kühl abwägenden Verstand. In den riskantesten Situationen kann man nur auf sich selbst zählen.
In den vier Räumen eingeschlossen, hörte ich auf mit Kopieren, packte den ganzen „Kram" zusammen und – bekam es mit der Angst zu tun. Ganz einfach mit der Angst. Ich weiß nicht, ob mir der Schweiß aus den Poren brach oder meine Hände zitterten. Ich entsinne mich nur, daß ich sehr intensiv überlegte und einen Ausweg aus der Falle suchte. Ich ging von einem Fenster zum anderen in der stillen Hoffnung, daß eines der Gitter vielleicht nicht sorgfältig verriegelt war. Leider aber waren alle verschlossen.
Unter einem Fenster entdeckte ich im Licht der Straßenlaternen einen Wagen, wie ihn die Straßenkehrer verwenden. Er war voll gelber Blätter. Sollte ich die mich belastende Ausrüstung vielleicht in eine Zeitung wickeln und aus dem Fenster werfen? Es schien nichts Einfacheres zu geben. Das Päckchen würde in den Blättern versinken, und ich könnte am Morgen sagen, ich hätte nach der Arbeit ein wenig getrunken und sei von der Kantine aus Versehen wieder in mein Zimmer gegangen und dort, vom Alkohol ermüdet, eingeschlafen. Diese Erklärung würde ihren Zweck erfüllen, wenn das Päckchen genau im Wagen landete und die Straßenkehrer es nicht bemerkten. Gewiß würde ich um eine Untersuchung nicht herumkommen. Die Leute vom Security Office waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Czechowicz hat die ganze Nacht betrunken im Büro verbracht. Ob sie mir das abnehmen würden? Selbst wenn es mir gelänge, hätten sie mich doch die nächsten paar Wochen „auf dem Kieker", von weiterer Kopierarbeit konnte nicht die Rede sein. Doch die Zentrale wartete.
Nein, eine derartige Erklärung konnte ich mir nicht erlauben. Mir lag vielmehr daran, jeglichem Verdacht aus dem Wege zu gehen. Vor meiner Abreise hatten wir in der Zentrale auch die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß ich verhaftet werden könnte. Man hatte mir versichert, ich würde dann keineswegs meinem Schicksal überlassen bleiben. Damals hatte ich die Sache nur theoretisch erwogen. Jetzt aber ist mit dem Schlimmsten zu rechnen. Der Augenblick rückte mit jeder Minute näher, da die Worte fallen würden:
„Herr Czechowicz, Sie sind verhaftet!"
Wie würde das vor sich gehen?
Was würde man in der Zentrale sagen, wenn die Nachricht nach Warschau gelangte? Wie würden sie reagieren, wie mir helfen? Ich malte mir aus, wie Henryk (ein den Kundschafter anleitender Führungsoffizier; die Redaktion) sich verhalten würde, der mich mehrmals vor unnötigen Bravourstücken gewarnt hatte. Welche Verteidigungstaktik sollte ich gegenüber den Amerikanern beziehen? In der Zentrale hatten wir ein paar Varianten festgelegt, aber das war nur Theorie, eine Art Versicherung wie „Es ist alles ein Spiel, aber für alle Fälle..." Wie würden die „Kollegen" vom Sender schließlich auf meinen Reinfall reagieren?
Dieser Mikiciuk zum Beispiel, der im Sold mehrerer Geheimdienste stand und mich immer argwöhnisch musterte. Einmal, als ein gewaltiger Windstoß kurz vor einem Gewitter die Fenster aufgestoßen und Manuskripte vom Tisch gefegt hatte und alle außer mir vom Platz aufgesprungen waren, sagte er bissig: „Meine Anerkennung, Herr Czechowicz. Warszawa schickt jetzt immer besser trainierte Leute."
Genauso äußerte er sich, wenn ich Zamorski die ihm für die Lösung von Kreuzworträtseln fehlenden Wörter vorsagte.

Mikiciuk würde gewiß behaupten, er habe mich schon lange in Verdacht und allen geraten, sie sollten mir auf die Finger schauen. Zamorski würde sich nicht anders verhalten und sich ebenfalls dies und jenes einfallen lassen, um supergescheit dazustehen. Und die anderen? Es gab in der polnischen Sektion ein paar Leute, die vielleicht Mitgefühl mit mir haben, vielleicht sogar ihre Betroffenheit zum Ausdruck bringen würden.
Schließlich das schmerzlichste und persönlichste Problem: Was würden meine Eltern sagen, die ja noch immer überzeugt waren, ich sei aus Leichtfertigkeit im Westen geblieben? Würde mein Vater die Wahrheit erfahren?
Meine Gedanken gingen durcheinander. Wichtige Dinge verschmolzen mit Nebensächlichkeiten. Die Kurve dieses chaotischen Zustandes und der Spannung stieg in dem Maße, wie die Zeit verstrich. Eines stand für mich jedenfalls fest: Ich würde das Glas des Kästchens nicht zerschlagen, das Gitter nicht öffnen und nicht nach Polen flüchten. Eine derartige Kapitulation lag außerhalb meines Erwägungsbereichs. Selbstmord... Einmal hatte ich in der Zentrale prinzipiell die Frage erörtert, ob man sich das Leben nehmen dürfe, um einer aussichtslosen Lage zu entrinnen. Man hatte mir sehr kategorisch geantwortet:
„Schlag dir das aus dem Kopf. Die Instruktion sieht eine solche Eventualität nicht vor!"
Sie sah jedoch auch nicht vor, daß ein Wachmann – durchaus kein Gegner der Spitzenklasse, ganz einfach ein Wachmann – mich im Zimmer einschließen und auf diese einfache Weise in eine Situation bringen würde, die die übelsten Konsequenzen haben könnte. Die verschiedensten Ideen gingen mir durch den Kopf, ich langte danach wie ein Ertrinkender nach dem Strohhalm, um sie in der folgenden Minute als unrealistisch abzutun. Immer wieder kehrte ich zum Ausgangspunkt zurück: das Fenster, das Gitter, der Wagen. Eine Stunde verging, eine zweite, dritte. Schließlich scherte ich mich nicht mehr um die immer geringer werdenden Chancen, aus dieser Patsche herauszukommen, hüllte mich in meinen Mantel, legte mich auf den Teppich vor Zamorskis Schreibtisch und versuchte einzuschlafen. Leider gelang es mir nicht. Ich nickte erst gegen Morgen etwas ein und war bereits nach sieben Uhr wieder auf den Beinen. Meine Erregung erreichte den Kulminationspunkt.
Dann kam der entscheidende Moment, kamen die längsten Minuten in meinem Leben. Mir war noch ein winziges Hoffnungsfünkchen verblieben: Ignas Klibanski. Er war mir in der Nacht gar nicht eingefallen, aber als ich jetzt mein Schicksal überdachte, durchfuhr mich jäh der Gedanke an ihn. Wenn auch diesmal alles genau so ablief, wie es fast immer geschah, daß nämlich Klibanski als erster ins Büro kam und die Tür zu Zimmer F-1 öffnete, wo er arbeitete, könnte ich aus dieser Falle entschlüpfen. Würde er jedoch später kommen, zusammen mit den anderen, und mich im Zimmer eingeschlossen vorfinden, dann...
Ignas Klibanski, ein Mann an die sechzig, versah die Pflichten eines Hauptanalytikers und war in der polnischen Sektion allgemein beliebt. Er war bekannt für sein weiches Herz, legte wenig Wert auf Geld oder sein Äußeres und half gern jedem, der seiner bedurfte. Aus Sparsamkeit, vielleicht auch aus Gewohnheit nahm er sein Frühstück im Büro ein. Er brühte Tee auf und bereitete sich Schnitten. Da die Amerikaner es nicht gern sahen, wenn auf den Schreibtischen Tee stand, kam er gewöhnlich sehr zeitig zum Dienst, um sie nicht zu verärgern. Und darauf baute ich.
Ein paar Minuten nach acht starrte ich gebannt auf den dahineilenden Sekundenzeiger und wußte noch immer nicht, ob ich mich würde retten können. Klibanski kam nicht. Vielleicht war er plötzlich erkrankt, vielleicht hatte er unterwegs jemanden getroffen? Jede Minute Verzögerung brachte mich fast zur Verzweiflung. Noch nie im Leben war ich so ratlos wie an jenem Herbstmorgen 1968, als ich, zwischen Schränken verborgen, in Zimmer F-9 stand, das anwachsende Hämmern in den Schläfen spürte und auf jedes Geräusch auf dem Korridor lauschte. Plötzlich vernahm ich an der Tür zu Zimmer F-1 Schlüsselgeklirr. Eine Weile später hörte ich, wie ein Fenster geöffnet wurde. Das war Ignas! Er wirtschaftete wie gewöhnlich, dann klapperte die Tür ein zweites Mal. Ich wußte, daß Ignas – ich habe mich mit Klibanski nie geduzt, aber seit damals rede ich ihn in Gedanken nur mit dem Vornamen an – stets erst sein Teewasser aufsetzte und dann die Zeitungen und Rundfunkmeldungen holen ging. Auf diesen Augenblick wartete ich. Nie habe ich Anspruch erhoben, als hervorragender Sprinter zu gelten, aber an jenem Tag legte ich die Strecke von Zimmer F-9 zur Tür von F-1 in Weltrekordzeit zurück. Ich glitt auf den Korridor. Er war leer. Behutsam, die aufgekratzten Nerven beruhigend, ging ich zur Toilette, um mich mit kalten Wasser zu erfrischen. Mich erfüllte eine einzige Freude, daß nun alles vorbei und ich frei war.
Nach dem Waschen holte ich mir so gelassen wie möglich den Schlüssel zu meinem Zimmer F-9 aus dem Pförtnerhäuschen. Ich öffnete die Tür betont laut, damit Ignas, der bestimmt schon wieder mit dem Stapel Zeitungen und Rundfunkmeldungen zurück war, meinen Eintritt bemerkte. Ich ging auch schnell zu ihm. Schließlich mußte ich eine Erklärung liefern, weshalb ich unrasiert, mein Hemd nicht sonderlich frisch und mein ganzer Anzug nach der auf dem Teppich verbrachten Nacht etwas mitgenommen aussah.
„Gestern nachmittag hab ich vielleicht ein tolles Weib an Land gezogen", sagte ich und lächelte vielbedeutend. „Eine attraktive Deutsche. Wir wurden sofort einig, ich brachte sie nach Hause,

na ja, das Weitere läßt sich denken. Als wir heute morgen zusammen zum Dienst gingen, war es schon zu spät, als daß ich hätte zu mir nach Hause gehen und mich rasieren können. Nun sehe ich etwas wüst aus", ich strich mir übers Kinn, „aber das Mädchen... Erste Klasse, das können Sie glauben!"

Klibanski, ein Biedermann, nickte nur. „Sie nutzen die Zeit und ihre Jugend", gestand er beifällig.

„In Ihrem Alter war ich genauso. Da ließ ich mir kein Mädchen entgehen."

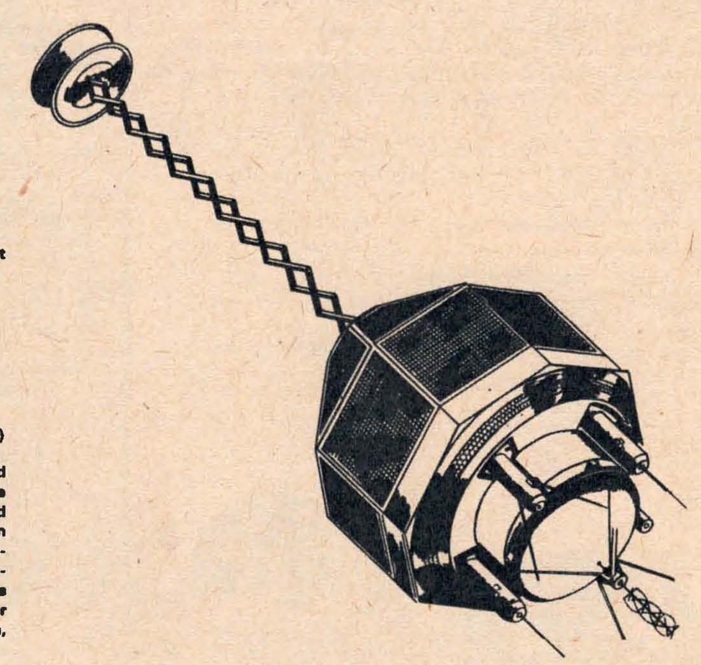
Ich lachte, denn diese Worte erheiterten mich. Ich hatte ein paar Monate mit ihm in einem

Fortsetzung auf Seite 91

Illustrationen: Karl Fischer



Geos C (USA)

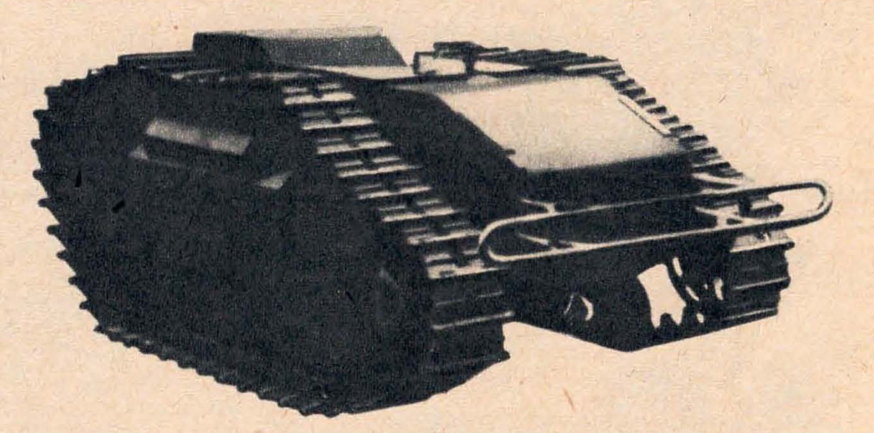


Technische Daten:

Verwendung	Erkundungssatellit
Umlaufmasse	340 kg
Bahndaten:	
Bahnneigung	115°
Umlaufzeit	101,8 min
Perigäum	839 km
Apogäum	853 km
erster Start	9. 4. 1975
bisher gestartet	1
	(Stand Oktober 75)

Geos C dient ozeanografischen und geodätischen Aufgaben. Mit Hilfe von Radaranlagen, Lasergeräten und über sehr exakte Bahnvermessungen wird u. a. die Höhe der Meeresoberfläche über verschiedenen Ozeangebieten mit großer Genauigkeit (1 bis 2 m) festgestellt. Der Durchmesser des Satellitenkörpers beträgt 1,22 m, die Höhe 1,11 m.

Leichter Ladungsträger Sd.-Kfz.303a (Deutschland)



Taktisch-technische Daten:

Masse	365 kg
Länge	1620 mm
Breite	840 mm
Höhe	600 mm
Wendekreis	4000 mm
Steigfähigkeit	70 %
Watfähigkeit	220 mm
Überschreitfähigkeit	850 mm
Fahrbereich (Gelände)	6 ... 8 km
Sprengladung	75 kg
Motor	2-Zyl.-2-Takt-Otto, 7,5 PS

Der Ladungsträger wurde bereits in der Zeit des Überfalls des faschistischen Deutschlands auf Frankreich entwickelt, um die Befestigungswerke der Maginotlinie und schwere Panzer zu bekämpfen. Das Gerät wurde auf Lkw zum Einsatzort gebracht und dann über Draht gelenkt und gezündet. Der Sammelname dieser Verlustgeräte lautete „Goliath".

AR 12/75 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Mirage V (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

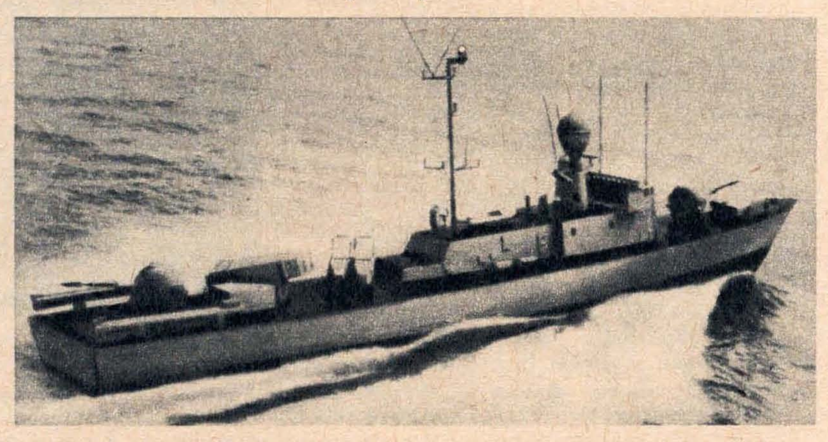
Spannweite	8,22 m
Länge	15,50 m
Höhe	4,50 m
Leermasse	6900 kg
Startmasse	13500 kg
Höchstgeschwindigk.	Mach 2,1

Triebwerk	1 Strahlturbine SNECMA-„Atar 9C", 6200 kp Schub
Bewaffnung	2 × 30-mm-Kanonen; ungelenkte oder gelenkte Raketen oder Bomben als Außenlast
Besatzung	1 Mann

Die Mirage V ist eine für den Erdkampfeinsatz modifizierte Version des Jagdflugzeugs Mirage III. Sie hat ein anderes Elektroniksystem und einen größeren Kraftstoffvorrat. Der Erstflug fand am 19. 5. 1967 statt.

AR 12/75 — TYPENBLATT — KRIEGSSCHIFFE

Schnellboot Klasse 143 (BRD)



Taktisch-technische Daten:

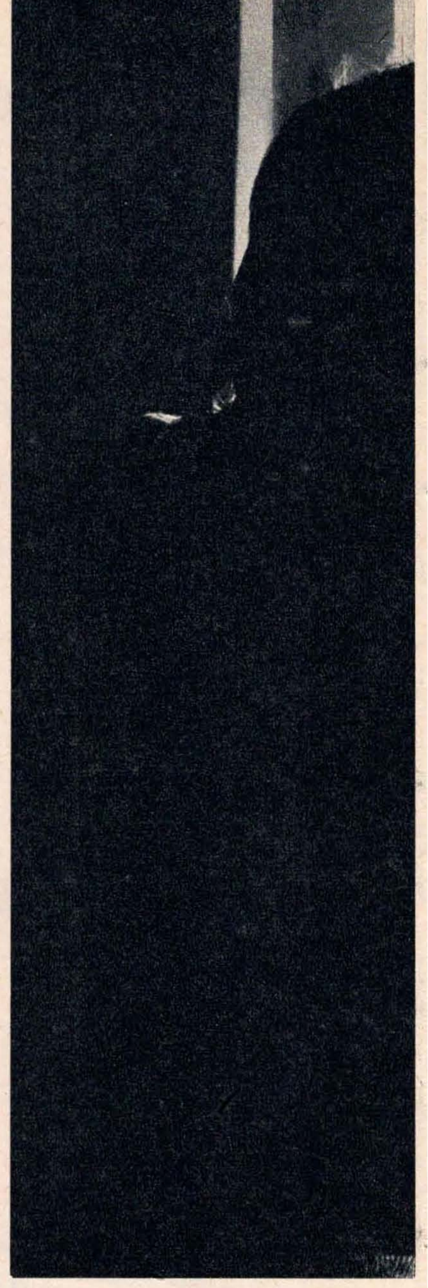
Deplacement	360 ts
Länge	60 m
Breite	7,5 m
Tiefgang	2,4 m
Geschwindigkeit	38 kn

Antrieb	4 Dieselmotore, 18000 PS gesamt
Bewaffnung	2 × 76-mm-Geschütze; 4 Lenkflugkörper MM-38 EXOCET; 2 Torpedorohre
Besatzung	40 Mann

Die Flugkörper-Schnellboote 143 sollen die Boote der Jaguar- und Zobel-Klasse ersetzen. Sie sind in Holzbauweise gefertigt, ihre Motore sind Weiterentwicklungen der bisher gebräuchlichen Schnellbootsmotore. Die Torpedos sollen drahtgelenkt sein.

Entscheidungen

Gerd UND Gerda



Seit Tagen geht dünner, kalter Regen über der Stadt nieder, der manchmal nach Herbstrauch riecht und manchmal schon nach Schnee. Der Novemberregen ist in Brandenburg grauer und dunstiger als anderswo, als würde der Qualm aus den Essen des Stahlwerks sich mit ihm vermengen und wieder in die Stadt zurückfließen. Gerda geht trotzdem jeden Tag in der Stadt spazieren. Bewegung ist für Schwangere gut. Langsam geht sie bis zur Dominsel, bis zum Steintor oder zum Marienberg, läßt die Brücken über die Havel nie aus, betrachtet lange die Auslagen in den Schaufenstern, kauft ein für die Familie. Und wenn sie wieder im Zimmer sitzt, schreibt sie an Gerd. Täglich. Sie hat viel Zeit und immer neuen Anlaß zum Schreiben, denn sie berichtet von ihren Spaziergängen. Vor allem aber beschreibt sie genau die Veränderungen, die mit ihr und in ihr vorgehen, die Beobachtungen, die sie beim Wachsen des Kindes macht. Gerd soll alles erfahren, soll wenigstens davon lesen, wenn er es nicht selbst miterleben kann. Heute steht Gerda am Fenster, blickt in den Regen und von Zeit zu Zeit, wenn auf der Straße Schritte oder das Geräusch eines Autos zu hören sind, hinunter. Den Nachmittagsspaziergang hat sie ausfallen lassen. Irgendwann am Abend wird sie mit Gerd in die Stadt gehen. Gerda steht seitwärts am Fenster, weil ihr Leib stark und schwer geworden ist. Er zieht nach unten, und die Bewegungen des Kindes werden immer heftiger, sind manchmal an verschiedenen, weit auseinanderliegenden Stellen zugleich da, daß die Mutter vor ein paar Tagen lächelnd sagte: „Es werden doch nicht Zwillinge sein."

Unten nähert sich ein Auto, hält am Hauseingang. Gerda erkennt auf dem Dach des Wagens ein TAXI-Schild. Da steigt Gerd schon aus und läuft, ohne heraufzublicken, ins Haus. Gerda schließt das Fenster, zieht die Vorhänge zu, schaltet die Stehlampe ein, geht zur Tür. Am Spiegel vorbei, wo sie sich noch einmal ordnend über das kurze, lockere Haar fährt. Ihr Gesicht ist voller geworden in den letzten Wochen, und die Lippen sind fest und prall geworden wie ihre Brustwarzen. Ein Frösteln jagt ihr über den Rücken und die Arme hinab. Das Kind bewegt sich heftig. Es müßte jetzt kommen, in dieser Woche, wo Gerd da ist. Und ich würde ihn im Kreißsaal haben wollen bei der Entbindung, darauf würde ich bestehen. Unbedingt.

Sie öffnet die Tür, ehe Gerd klingelt. Sieht sein Gesicht, das vertraute warme Lächeln, das Grübchen, die Geste Verlegenheit, in der er zwei Finger über die Stirn wischt, als störten ihn dort ein paar Haare, sieht seine Augen, die sie mustern, lange auf den Leib blicken. Dann kommt er ohne ein Wort zu sagen herein, drückt die Tür leise ins Schloß, umarmt sie. Gerda spürt seine Hände in ihrem Haar, im Nacken, auf den Schultern, dann auf dem Leib, wo sie liegenbleiben, während er ihre Augen und den Mund küßt.

„Komm", sagt sie schließlich, zieht ihn ins Zimmer, schließt die Tür ab. Eine Weile stehen sie sich gegenüber. Gerda sieht wie Röte in sein Gesicht tritt, daß er nicht weiß, wohin mit den Händen, sie auf den Rücken legt, wieder nach vorn bringt, wo er sie verfaltet. Sie sieht es,



während sie ihr Kleid auszieht, und danach gibt sie seinen Händen etwas zu tun.
„Mach mir mal den BH auf!"
Seine Finger sind noch kalt und ein wenig hastig. Sie nimmt sie, hält sie sich vor den Mund, haucht sie ein paarmal an und rubbelt sie dann eine Weile, ehe sie sie auf ihre Brüste legt.
„Ich habe Sehnsucht nach dir", sagt sie leise.
Er umarmt sie, drückt sie an sich, fragt: „Geht es denn noch?"
„Ich möchte es, und wenn du vorsichtig bist. . ."
Sie legen sich nebeneinander. Gerd ist sehr vorsichtig. Auch mit den Händen. Seine Linke liegt über ihrem Leib und in seine Rechte preßt sie ihr Gesicht, bis seine Spannung nachläßt und er allmählich in warmer Schläfrigkeit gegen ihren Rücken sinkt. Gerda liebt es, solange zu liegen, bis seine Spannung wiederkommt.
Später öffnet sie den Kleiderschrank, zeigt ihm alles, was sie für das Kind schon gekauft hat. Windeln und Strampelanzüge, Ausfahrgarnitur, Klappern, Hemdchen und Schuhe. Und schiebt Gerd hinüber ins Schlafzimmer der Eltern, wo Körbchen und Kinderwagen stehen. Sie beob-

achtet ihn. Gerd lächelt, nickt, und es ist etwas Nachdenkliches in seinem Gesicht, als wäre er nicht ganz bei der Sache, als denke er an etwas ganz anderes. Irgend etwas in ihr schrickt zusammen, sie drückt ein paar Finger auf die Lippen, stößt Gerd dann in die Seite. Da blickt er sie an, lächelt noch einmal, nickt jetzt heftiger. Gerda fragt:
„Ist etwas? Gefällt dir etwas nicht?"
„Doch, Gerda, gefällt mir alles. Alles."
„Aber du bist so... Hast du etwas?"
„Ja. Sechs Tage Urlaub. Stell dir vor, sechs Tage bei dir. Bei euch." Er lächelt wieder. Aber sie sieht dem Lachen Eile an, und wie er spricht, das ist, als will er von etwas ablenken, über etwas rasch hinwegreden, hinweglächeln. Damit findet Gerda sich nicht ab. Sie dringt in ihn, fragt weiter: „Ist es, daß ich das alles allein einkaufe, ohne dich?"
Wieder schüttelt er den Kopf, erklärt: „Es gefällt mir wirklich. Du machst das schon richtig."
„Aber?"
Abermals schüttelt er lächelnd den Kopf, tritt nahe an sie heran, legt sein Gesicht auf ihren Kopf. Sie sagt: „Red schon! Red! Ich reg mich nicht auf, bin die Ruhe selber."
Heftig bewegt sich das Kind. Gerda löst sich von Gerd, schiebt Körbchen und Wagen wieder nebeneinander, geht vor ihm her in ihr Zimmer zurück, setzt sich, wartet, bis er neben ihr sitzt und sagt nach einem neuerlichen Ellenbogenstoß in seine Seite:
„Ich höre."
Da blickt er sie an, ganz anders als eben noch. Seine Augen sind ganz nah und warm, und er erklärt: „Ich wollte ein Versetzungsgesuch schreiben. In die Nähe kommen, hierher. Da hat Schrader gesagt, ich soll ein Wohnungsgesuch schreiben. In kurzer Zeit kann ich dort eine Wohnung kriegen. Für uns. Neubau. Zweieinhalb Zimmer."
Gerda atmet auf, sinkt an ihn, sagt leise:
„Ach so, und ich dachte..."
„Was?"
„Schon gut. Aber was heißt das, Wohnungsgesuch?"
„Berufssoldat."
Er steht auf, beginnt im Zimmer hin und her zu laufen, sagt nichts, scheint auf etwas zu warten. Gerda hingegen ist völlig ruhig, die Schwangerschaft hat sie verändert. Vieles, worüber sie sich vor Monaten noch aufgeregt hätte, was sie lange beschäftigte, worüber sie mit Gerd in Streit und Konflikt geriet, ordnet sich jetzt ein in die Reihe des Nebensächlichen. Es gibt Wichtigeres, wozu das Kind gehört – und, daß Gerd sein Vater ist und sie liebt. Ohne seinen Weg zu unterbrechen, sagt Gerd jetzt:
„Nach dem Urlaub will Schrader meine Entscheidung. Er wird das Versetzungsgesuch befürworten, hat er gesagt. Ebenso das Wohnungsgesuch."
„Aber das lieber."
„Natürlich."
„Da haben wir ja einiges zu tun in den nächsten Tagen", sagt Gerda und steht auf, wobei sie sich auf ihre Oberschenkel stützt, wie ihre Mutter, wenn sie ein bißchen erschöpft ist. Sie tritt Gerd in den Weg, amüsiert sich über sein mißtrauisches Gesicht. Sie ahnt, daß er ihren Widerspruch erwartet hat, vielleicht sogar Tränen. Deshalb wollte er ihr von der Sache gar nichts erzählen, wollte alles sechs Urlaubstage lang mit sich herumschleppen. Sie steht vor ihm, blickt ihn an, sagt aber nichts. Sie wartet ab, weil er sich erklären muß, weil sie erfahren will, wozu er sich entschieden hat, wohin er neigt. Dann erst kann sie etwas sagen. Er will seinen Weg wieder aufnehmen, aber sie hält ihn an den Armen zurück. Gerd hebt die Schultern, läßt sie wieder fallen.
„Hör mal", sagt sie leise, „bevor du nicht weißt, was du willst, hat es keinen Zweck, darüber zu reden."
„Bevor ich mich entscheide, möchte ich aber deine Meinung hören."
„Und in ein paar Jahren, solltest du dich nach mir gerichtet haben, da machst du mir Vorwürfe, wenn..."
„Aber Gerda", sagt er, „Gerda. Ich hab mich schon mal länger verpflichtet. Ohne dich zu fragen. Du warst sauer. Mit Recht. Den Fehler will ich nicht noch mal machen."
„Woher weißt du, daß es ein Fehler war?"
Wieder ist das Mißtrauen in seinen Augen. Gerda vermag es auch nicht wegzulächeln. Gerd schüttelt den Kopf, heftig, wie entschieden und erklärt: „Heute, diese Entscheidung. Ist doch viel größer. Also kneif nicht."
„Eben, sie ist größer." Gerda legt ihm die Hände auf die Schultern.
„Sie ist wichtiger, und darum hängt's doch gar nicht von mir ab, nicht nur von mir. Das kann doch nicht nur eine Entscheidung zwischen uns beiden sein, Junge. Kann es nicht. Und der Betrieb, der Beruf, die Ökonomie und die Familie, ich meine unsre, wir sind ja bald eine, auch wenn wir noch nicht verheiratet sind, aber das werden wir ja bald, heiraten, meine ich."
„Stimmt", sagt er und meint nicht nur das Heiraten, greift plötzlich in ihre Schultern, fest und hebt dann ihr Gesicht, daß sich ihre Augen sehr nahe sind, und fragt: „Du würdest? Ich meine. Wenn ich Berufssoldat werde?"
Sie will noch nicht antworten und sie braucht auch nicht, denn in dem Augenblick klingelt es.
„Komm", sagt sie, „wir haben sechs Tage Zeit. Gut, daß du es gleich heute gesagt hast."
Dann gehen sie zur Tür, um zu öffnen.

Oberstleutnant Walter Flegel



VEB IFA AUTOMOBILWERKE LUDWIGSFELDE

Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Gold
Träger des Ehrenzeichens der Deutschen Volkspolizei
Träger der Ehrennadel der DSF in Gold

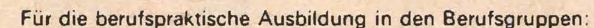
Hersteller des variantenreichen IFA Lkw W50, benötigt zur Erfüllung seiner Exportaufgaben 1975/76 Arbeitskräfte aus allen Berufsgruppen der metallverarbeitenden Industrie



Kfz-Schlosser
Montageschlosser
CO_2-Schweißer
Lackierer
Pressenhelfer
Schmiedehelfer
Zerspanungsfacharbeiter
Transportarbeiter
auch mit Hebezeugnachweis



ungelernte Arbeitskräfte
Raumpflegerinnen



Für die berufspraktische Ausbildung in den Berufsgruppen:



Fahrzeugschlosser
Industrieschmied
Instandhaltungsmechaniker und
Zerspanungsfacharbeiter

stellen wir Ingenieure und Meister der volkseigenen Industrie ein.

Wir bieten:

- gute Arbeitsbedingungen in modern eingerichteten Produktionsstätten
- sehr gute Verdienstmöglichkeiten
- Jahresendprämie nach entsprechender Planerfüllung
- beste Qualifizierungsmöglichkeiten zum Facharbeiter und spezialisierte Weiterbildung an der Betriebsakademie
- sehr gute Arbeiterversorgung und soziale Betreuung
- Arbeiterberufsverkehr
- Betriebsferienheime und Kinderferienlager in den schönsten Erholungsgegenden der DDR sowie internationaler Urlauberaustausch
- bis zur Zuweisung einer Wohnung Wohnmöglichkeiten in betriebseigenen Wohnunterkünften

Bewerbungen richten Sie bitte an

VEB Automobilwerke Ludwigsfelde

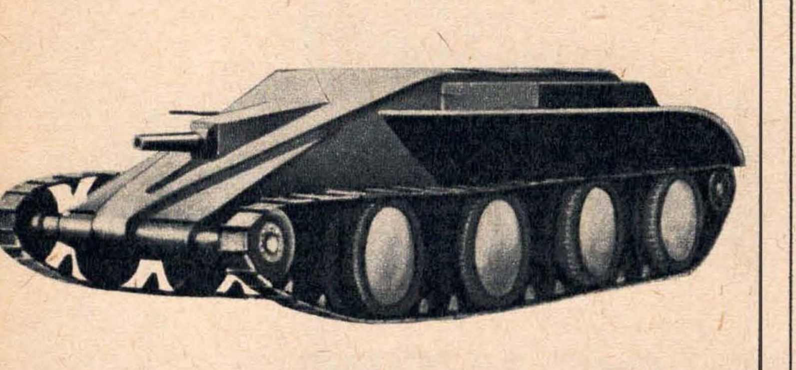
Personalbüro, Telefon 62649

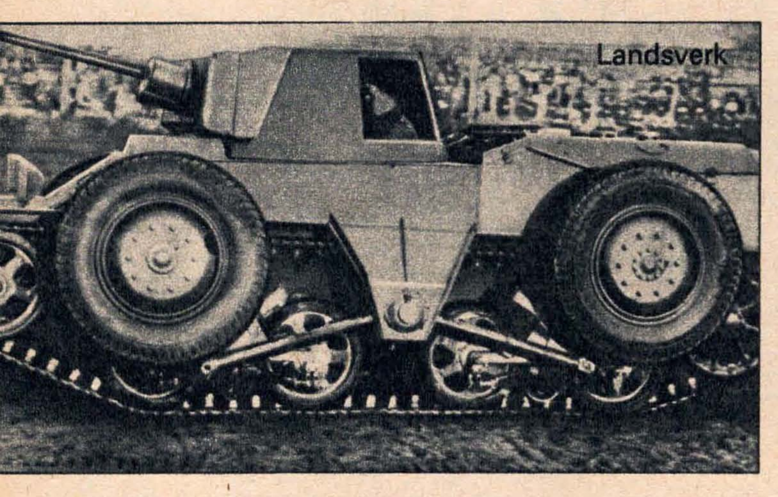


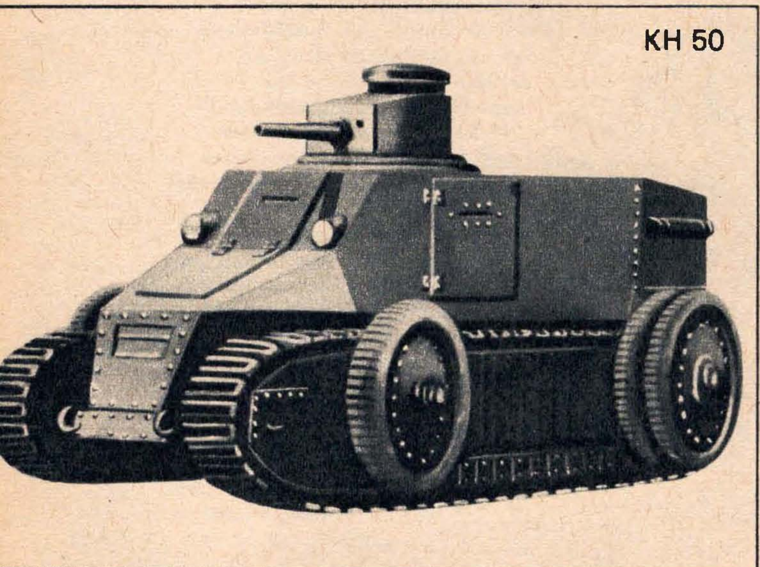


...sie waren die schnellsten

August 1939: Kurz bevor sich die Truppen des imperialistischen Japans anschickten, die Mongolische Volksrepublik zu überfallen, fand im Tokioter Kriegsministerium ein Planspiel besonderer Art statt. Vor den versammelten Generalen wurde an einem extra angefertigten, elektrifizierten Modell der Angriff auf die mongolischen Stellungen am Chalchin-Gol demonstriert. Miniaturpanzer griffen die Artilleriestellungen an, Panzerkraftwagen brachen in die Gefechtsordnung der angenommenen mongolischen Kavallerieverbände ein und auf dem Modellschlachtfeld blitzten die weißen Wölkchen der Granateinschläge auf. Beendet wurde das alles mit einer effektvollen Vereinigung der Panzer im Rücken der mongolischen Truppen. Die Japaner rechneten mit der Zerschlagung ihres Gegners in wenigen Tagen und glaubten, daß die im Raum Ulan-Bator liegenden sowjetischen Panzer in dieser Zeit nicht den Ort der Kampfhandlungen erreichen könnten. Sie hatten nicht die neuen sowjetischen Eiltanks, die BT-7, ins Kalkül gezogen. Noch ehe die Japaner richtig zur Entfaltung kamen, waren die sowjetischen Panzer zur Stelle, denn sie waren die schnellsten.



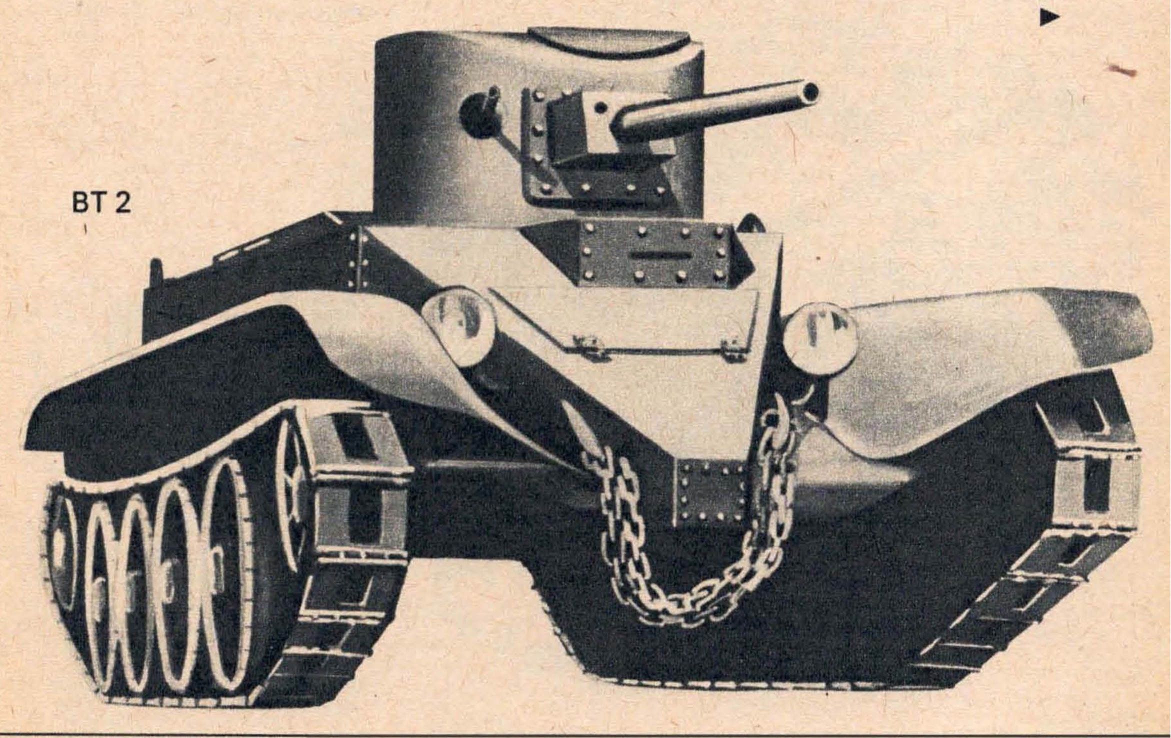




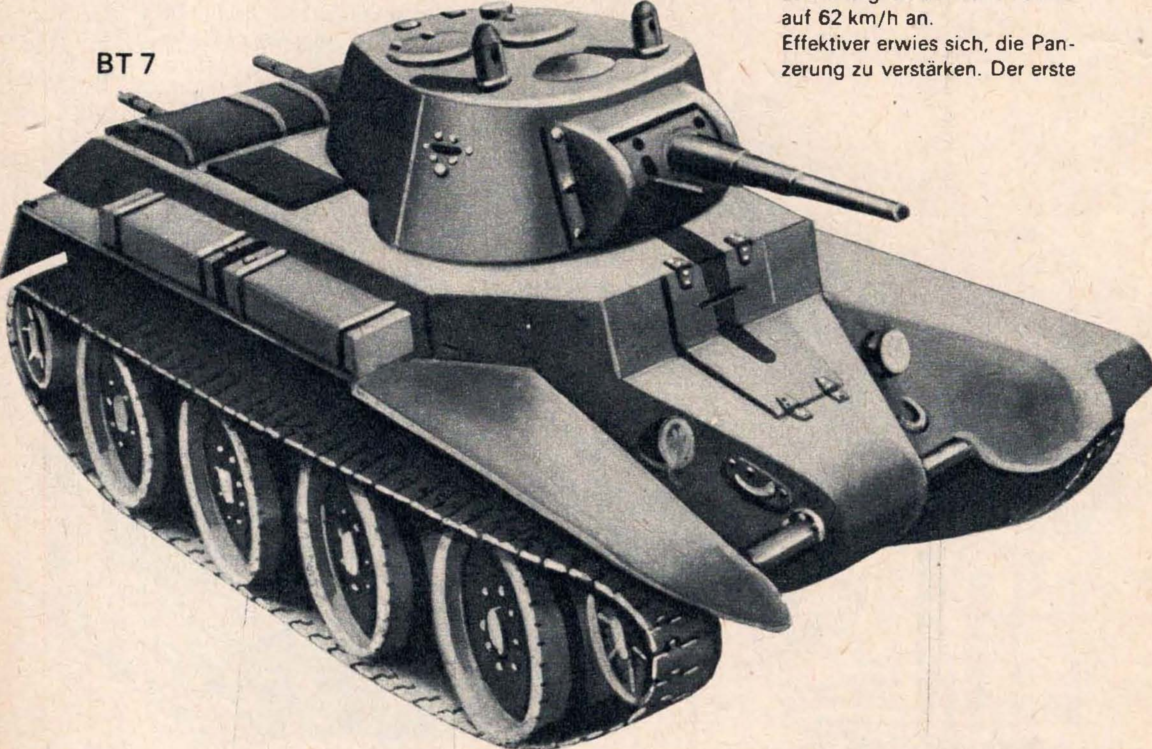
Der Ausgang dieser Aktion ging in die Militärgeschichte ein. Nach der Zurückschlagung der ersten japanischen Angriffe blockierten die Truppenteile der 6. und 11. sowjetischen Panzerbrigade zusammen mit den motorisierten Brigaden (500 Panzer und etwa 350 gepanzerte Kraftwagen) am 23. August durch zwei Flankenschläge die Hauptkräfte der Japaner im Raum Nomon-Chan-Burd-Obo und vernichteten sie am 31. August.
Trotz ungünstiger natürlicher Bedingungen, charakterisiert durch Sandgebiete, fehlende Wasserquellen und hohe Lufttemperaturen, wurden die Kampfhandlungen mit schnellem Angriffstempo geführt. Die BT-7 bewiesen ihre taktisch-technische Überlegenheit über die japanischen Panzer.
Woher kam der BT, welche Überlegungen führten zu seiner Konstruktion?
BT ist die Abkürzung für bystrochodnij tank, zu deutsch: schnellfahrender oder Eilpanzer. Aus dieser Bezeichnung geht bereits hervor, daß die Schöpfer dieses Kampfwagens die Geschwindigkeit als das Hauptmerkmal ansahen. Die allgemeine Ansicht über die Bedeutung des Panzers bestand um 1930 sowohl in der Sowjetunion als auch in den westlichen Ländern darin, daß Panzer in erster Linie sehr schnelle und hochbewegliche Fahrzeuge sein müssen. Die Schutzpanzerung wurde noch als zweitrangig angesehen. Das

Beispiele verschiedener Rad-Ketten-Fahrwerke bei Panzern.

erklärt sich aus der damals noch unbedeutenden Dichte der Panzerabwehrmittel, die Mitte der 30er Jahre nur vier bis sechs Geschütze je Frontkilometer betrug.
Für lange Märsche und tiefgreifende Operationen mit großem Bewegungskoeffizienten waren die Panzer jener Zeit nicht geeignet. Ihr schwächstes Glied in der Gesamtkonstruktion war das Fahrwerk. Die gebräuchlichen Kettenfahrwerke ließen keine hohen Geschwindigkeiten zu, die Ketten selbst unterlagen einem zu großen Verschleiß. Sie boten nur im direkten Gefecht Vorteile. Ketten sind weniger verwundbar als luftbereifte Räder und zur Fortbewegung im unwegsamen Gelände geeignet. Räderfahrwerke boten sich geradezu für den Straßenmarsch an. Was für ein Fahrwerk sollte also der Panzer haben? Die Konstrukteure verschiedener Länder versuchten es mit kombinierten Systemen. So entstanden die Rad-Ketten-Panzer, jene Kampfwagen dieser Epoche der Panzerentwicklung, die uns heute wie Außenseiter der Panzertechnik vorkommen.
Schon Christie, der nimmermüde Konstrukteur aus den USA, hatte die Idee zu verwirklichen versucht. Er scheiterte am Unverstand der damals verantwortlichen Militärs. In der bürgerlichen Tschechoslowakei war es die Firma Skoda, die einen Rad-Ketten-Panzer entwickelte. In Schweden baute Landsverk ein ähnliches Fahrzeug, und dem glich wie ein Ei dem anderen der Versuchspanzer, der in Deutschland konstruiert worden war. Die Verwandtschaft der beiden letzteren Typen rührte daher, daß der Panzerkonstrukteur Vollmer, der dem Kaiser die ersten Tanks lieferte, in Schweden für die deutschen Imperialisten weiter konstruierte.
Die umfangreichste Entwicklung erfuhr der Rad-Ketten-Panzer in der UdSSR. Der erste dieses Stammes war der schnelle leichte BT-2, der 1931 die Werkhallen verließ. Er besaß eine Panzerung von nur 13 mm, war 11 t schwer und hatte als Antriebsaggregat den italienischen Flugzeugmotor Liberti mit 400 PS Leistung im Motorraum. Eine Kurzrohrkanone, Kaliber 37 mm, und ein MG 7,62 waren die Bewaffnung. Drei Mann bedienten den auf Ketten 52 km/h und auf Rädern 70 km/h schnellen BT.
Im Unterschied zu den westlichen Konstruktionen, die ein getrenntes Räderfahrwerk besaßen, wurden beim BT die Ketten abgenommen. Der ►


BT 2

Panzer fuhr dann auf den mit Gummibandagen versehenen Laufrollen. Das hintere Radpaar wurde angetrieben, das vordere wie bei einem Kfz gelenkt.
1932 erfuhr der BT-2 seine Modernisierung. Der Turm wurde verändert, eine 45-mm-Kanone eingebaut und mit dem MG gekoppelt. Die Masse erhöhte sich um 0,5 Mp. Unter der Bezeichnung BT-5 gelangte er zur Truppe.
Mit diesem Panzer konnten bereits taktische Experimente ausgeführt werden. So z. B. die versuchsweise Ausrüstung zur Unterwasserfahrt (siehe auch AR 10/75). In dieser Version hieß er BT-5 PCh.
Am längsten blieb sein Nachfolger, der BT-7, in der Bewaffnung der Panzertruppen der Roten Armee. Er, der Sieger vom Chalchin-Gol, gab seinen Einstand mit Bravour und ging 1945, nachdem er noch an der Zerschlagung der japanischen Kwantung-Armee beteiligt war, in Ruhestand.
1935, aus den Erfahrungen mit seinen Vorgängern entstanden, wurde er von Jahr zu Jahr verbessert. Seine konstruktiven Besonderheiten waren: Vergasermotor M-17T sowjetischer Konstruktion, Leistung 400 PS. Panzerung 15 bis 20 mm (dadurch Gewichtserhöhung auf 13,8 t). Die Panzerplatten waren schräg angeordnet, um den Kugel- und Splitterschutz zu verstärken. Die Kanone 45 mm war zusammen mit dem MG im zunächst zylinderförmigen, später kegelförmigen Turm untergebracht. Beim BT-7 begann auch der Einbau eines Stabilisators und eines Fla-MG. Eine kleine Serie erhielt eine 76-mm-Kanone. Das waren die BT-7 A, die Artilleriepanzer. Das Basisfahrzeug BT-7 bildete auch die Grundlage füi einen Flammenwerferpanzer.
Die Geschwindigkeit aller dieser Versionen war enorm. Auf Ketten betrug sie 53 km/h, auf Rädern 73 km/h! Die letzte Version, der BT-7 M, brachte es sogar auf 86 km/h bei Radfahrt.
Mit der zunehmenden Verstärkung der Panzerabwehr (der Spanienkrieg, der sowjetisch-finnische Konflikt 1939 zeigten es) wurden die Konstrukteure gezwungen, neue Wege des Panzerschutzes zu suchen.
Einer dieser Wege hieß erhöhte Beweglichkeit. Deshalb erhielt der BT als erster den Dieselmotor W-2 mit 500 PS Leistung. Dadurch stieg die Geschwindigkeit bei Kettenfahrt auf 62 km/h an.
Effektiver erwies sich, die Panzerung zu verstärken. Der erste

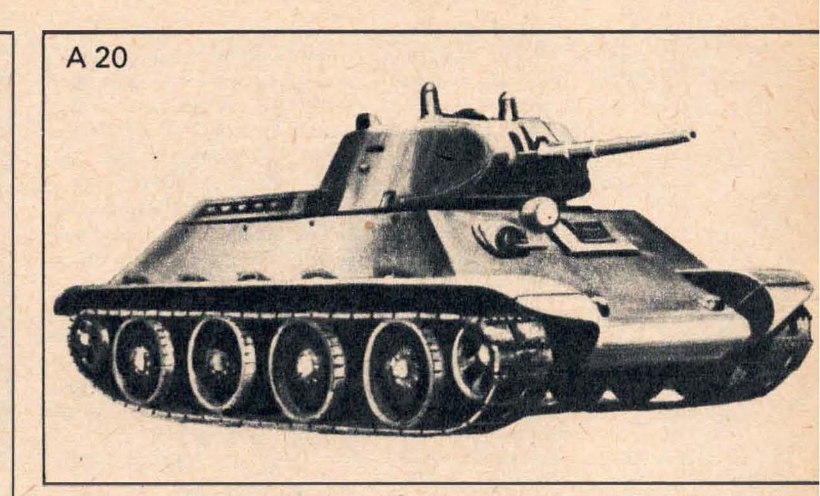


BT 7

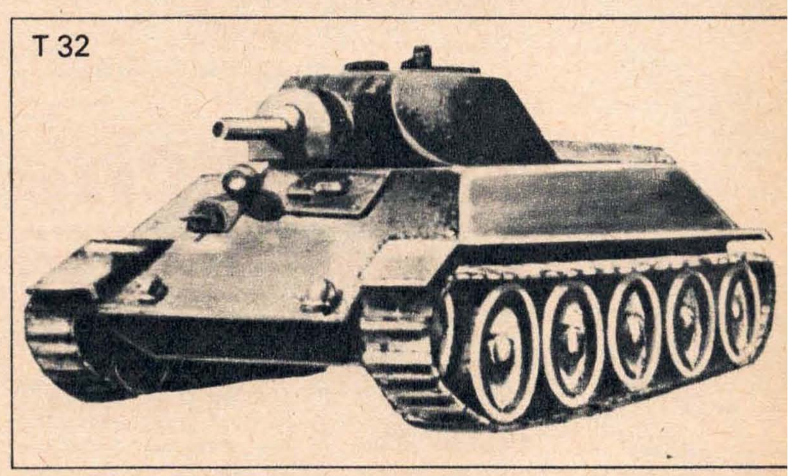
Schritt dahin war der Versuchspanzer T-29 (Zeichnung S. 73). Er entstand aus dem mittleren Typ T-28, einem dreitürmigen 28 t schweren Kampfwagen. Im Ergebnis der Neukonstruktion wurde das Fahrzeug vier Tonnen leichter. Das neue Fahr werk lehnte sich an den BT-7 an, es war wieder ein Rad-Ketten-Fahrwerk. Der T-29 erreichte damit auf Rädern 80 km/h, auf Ketten 54 km/h. Drei Waffentürme mit der bewährten 76-mm-Kanone und vier Panzer-MG DT boten keinen guten Waffeneinsatz. Der Kommandant konnte die sechsköpfige Besatzung und die „Batterie" schlecht leiten. So blieb es beim Versuchstyp.
Der letzte in der Reihe der sowjetischen Rad-Ketten-Panzer war der leichte Panzer A-20, von Koschkin 1939 entwickelt. Statt der drei Türme setzte Koschkin nur noch einen Waffenturm auf die stark geneigte Wanne. Die Panzerplatten wurden nicht mehr genietet, sondern verschweißt. Der Panzer wurde in seiner Formgebung bald als klassisch bezeichnet. Die Geschwindigkeit betrug auf Rädern und Ketten 65 km/h. Der A-20 gab den Anstoß zur Entwicklung des modernen reinen Kettenpanzers. Noch im gleichen Jahr schufen Koschkin und sein Kollektiv den Versuchspanzer A-30 und den daraus entwickelten T-32. Dieser wurde zum Urtyp des legendären T-34, des Panzers des zweiten Weltkrieges. Er wiederum wurde zum Stammvater unserer heutigen modernen mittleren Panzer der Serie T.

Hauptmann A. Beskurnikow

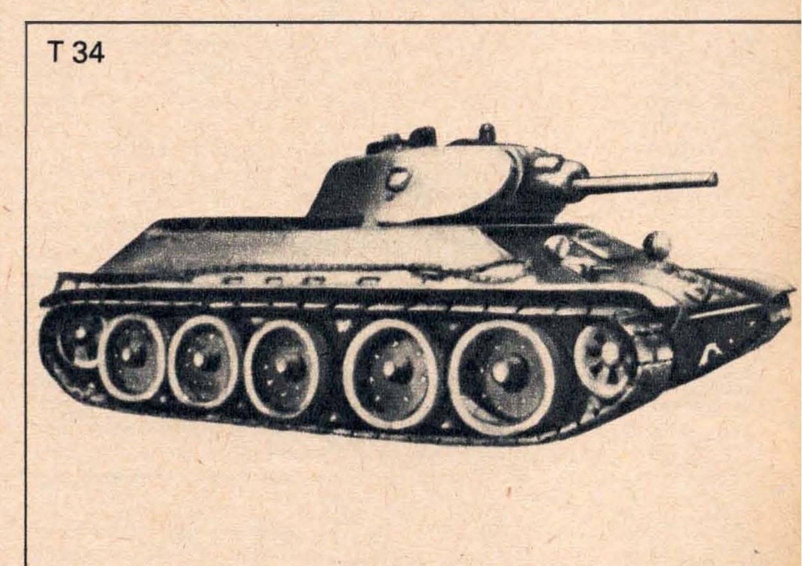
A 20



T 32



T 34



Vom BT-7 führt eine direkte Linie zum besten Panzer des zweiten Weltkrieges, dem T-34.

Unermüdlich wirft sich die „Stralsund" der See entgegen. Hoch bäumt sie ihr Vorschiff auf, als wolle sie ein für allemal Platz schaffen. Woge auf Woge drängt entgegen. Mit jeder Umdrehung der Antriebswelle aber wird dieses Duell für das Minensuch- und -räumschiff entschieden. Die beiden Hauptmaschinen arbeiten unentwegt. Ihre Herzschläge sind im ganzen Schiff zu spüren. Es gibt Seeleute, die nach der Wache in tiefen Schlaf fallen, aber sofort hellwach sind, wenn sie dieses dumpfe Vibrieren im Körper des Schiffes nicht mehr spüren. Die über die Luftreifenkupplung die Hauptmaschinen mit den Wellen, den Propellern zu verbinden. Wie lange aber? Wenn die Reparatur am Verdichter nicht gelingt, höchstens wenige Minuten. Die „Stralsund" wäre dann der schweren See hilflos ausgeliefert. Stabsmatrose Gurowski schraubt, paßt ein, vergleicht. Saugventile in die Saugleitungen, Druckventile in die Druckleitungen – doch alle Bohrungen in den verschiedenen Leitungen sind gleich groß. Welche ist die richtige Leitung für das entsprechende Ventil? Der Stabsmatrose kennt den Kniff. Es ist



Oberstleutnant Ernst Gebauer

Die Sache mit dem Kniff

erste Wache geht im Gefechtsabschnitt Maschine der „Stralsund". Sie spüren es, die Genossen, an jedem Takt ihrer Maschinen, welch gewaltigen Kräfte das Schiff zu trotzen hat. Druckabfall im Verdichter!

Mot-Gast Stabsmatrose Gurowski eilt durch das E-Werk, hastet die Steigleiter hoch, die nächste wieder hinunter, drückt sich an der Backbordmaschine vorbei und steht dann vor dem Verdichter. Ein Blick auf die Manometer genügt ihm, er findet die ausgefallene Druckstufe. Schon löst er die Zylinderkopfschrauben, nimmt die Teile heraus, Druckventil, Saugventil ... Hinter ihm steht schon Meister Mey, der Wach-Ingenieur. Er verfolgt die Handgriffe des Stabsmatrosen, gibt hier und da einen Hinweis, geht selbst zur Hand. Noch ist genügend Druck vorhanden. Er reicht noch, um nicht seine erste Reparatur. ... zigmal hat auch Meister Mey schon während der Fahrt dem Kompressor wieder die nötige Puste verliehen. Doch jedesmal denkt er dabei an seine erste Reparatur. Fehlte ihm da nur der Kniff?

1971 stampfte auch die „Kamenz" durch schwere See. Und auch auf ihr hastete, auf das Signal „Druckabfall im Verdichter!", einer hinter die Backbordmaschine. Es war Maat Mey, seit Tagen in der Funktion des zweiten Wach-Ingenieurs des Schiffes. Er begann mit der Demontage der entsprechenden Kompressorstufe, wechselte die Ventile, das heißt, er wollte es, aber er fand in der Aufregung nicht die ihnen entsprechenden Leitungen ...

Mit einer kräftigen Handbewegung wurde er damals zur Seite gestoßen. Er hörte was von „zwei linken Händen" und wurde, durch das Schlingern des Schiffes auch noch ins Straucheln gekommen, gezwungen, dem Obermaaten Neumeister Platz zu machen.

Das war nicht das einzige Fehlverhalten, das sich der ehrgeizige, wohl ausgezeichnete, aber eben Nur-Fachmann, gegenüber dem neuen Wach-Ingenieur zuschulden kommen ließ. Wie weit verletzte Eitelkeit gehen kann, erlebte Udo Mey, der Thüringer Junge, der sich auf der Oberhofer Lütschetalsperre schon als 15jähriger in die Riemen des GST-Kutters legte. Der in den Bergen von der See träumte und von fernen Ländern. Der, weil gewissermaßen in einer Grenzkompanie aufgewachsen, deren Chef sein Vater war, glaubte, auch von der Armee ein gut Teil zu kennen. Dem all diese Erlebnisse und Wünsche zusammengenommen genügten für die Absicht, Berufsunteroffizier der Volksmarine zu werden. Sie wa-



ren ihm auch Ansporn. Er erreichte das Prädikat „Sehr gut" an der Flottenschule. Vor Tagen also nun kam er über die Stelling an Bord der „Kamenz". Wach-Ingenieur, wenn auch zweiter, und Maat, das war doch was.

Aber nicht in den Augen eines Obermaaten, der die eignen ersten Schritte vergessen hatte und dem, das wiegt schwer, ein ganzes Kollektiv den brillanten Fachmann abnahm, ohne ihn je nach dem Menschen Neumeister zu fragen.

Konnte sich aber Udo Mey von eigener Schuld freisprechen?

Damals fühlte er sich nur als fünftes Rad am Wagen, ließ sich zum Laufburschen des 1. Wach-Ingenieurs degradieren und sich von ihm vor den Matrosen bloßstellen.

Hatte Udo gedacht, menschliches Fehlverhalten würde sich von selbst regulieren? Militärische Laufbahnen seien Autobahnen, von denen die Vorgesetzten jegliche Hindernisse wegräumten?

Im Falle Udo Mey taten sie erst mal eins, sie versetzten ihn auf ein anderes Schiff, in ein anderes Kollektiv.

Gewiß, die Umstände hatten Udo Mey arg mitgespielt. In wenigen Wochen waren Illusionen zerronnen, die Note 1 vom Unteroffizierslehrgang erschien ihm immer nutzloser. Wozu sich anstrengen? Nichts, aber auch nichts gelang ihm in der Praxis an den Maschinen, die er eigentlich so interessant fand.

Hörte einer, Udo Mey sei Maschinenbauer, so konnte er sich meist eines Grinsens nicht erwehren. Wie aber sollte Udo immer gleich den Unterschied zwischen einer fast mannshohen und drei Meter langen Hauptmaschine und den Rechenautomaten von Zentronik Zella-Mehlis erklären, deren Kupferdrähte nicht stärker als ein Menschenhaar waren? Aber beides waren Maschinen, und die sie bauten, eben Maschinenbauer.

Udo Mey schrieb ein Versetzungsgesuch. Berufssoldat wollte er bleiben, aber nicht bei der Volksmarine. Eventuell bei den Grenztruppen, vielleicht im Kommando, in dem sein Vater diente. Rückzug mit gestrichenen Fahnen?

Versetzungsgesuch, dessen Befürwortung und die Versetzung auf die „Stralsund", alles fiel in die gleiche Zeit.

Nun ist die Umsetzung eines ausgebildeten Maschinisten und Seemanns zu den Grenzern keine so einfache Sache, sie benötigt Zeit. Währenddessen ließ sich Udo Mey durchhängen. Und der Kommandant der „Stralsund" war keineswegs hocherfreut über das „Gammelpäckchen", das ihm da über die Stelling kam. Wenn dies der 2. Wach-Ingenieur sein sollte, müßte es wohl dazu gesagt werden. Aber Kapitänleutnant Voigt hatte einen ausgezeichneten 1. Wach-Ingenieur, einen versierten Fachmann, den jungen Kommunisten – Obermaat Reuter.

Nun, Neumeister war auch Obermaat, und Udo Mey hatte so seine Erfahrungen. Das mag wohl seine anfängliche Taubheit in dieser Richtung bewirkt haben. Jedenfalls konnte es Genosse Reuter nicht verhindern, daß der 2. Wach-Ingenieur während der Maschinenwache in See einen groben Verstoß be-



ging, indem er fällige Kontrollen an den Maschinen unterließ, eingeschlafen war und so Schiff und Besatzung in Gefahr brachte. Obermaat Reuter wußte um die Konsequenzen für Mey, aber er konnte seinem Genossen nur wieder durch eigene Konsequenz helfen. Genosse Reuter erstattete Meldung über das Vergehen und machte zugleich eine Eingabe, die besagte, daß dem Maaten Mey die praktischen fachlichen Kenntnisse für einen Wach-Ingenieur nicht ausreichen, er könne nur die Aufgaben eines mot.-Maaten erfüllen.

Udo Mey später: „. . . diese Eingabe wäre nicht nötig gewesen, wenn ich mich besser in der Gewalt gehabt hätte . . . !"

Auch das Kollektiv der Kommunisten des Schiffes verlangte von dem Mitglied der SED, Udo Mey, Rechenschaft, und es schonte ihn nicht. Keine leichten Tage waren das für Udo Mey. Wurde ihm doch bewußt, wie enttäuschend er sich als Parteimitglied benommen hatte. Es wäre Udo Mey sicher noch schwerer gefallen, hätten ihm nicht das Kollektiv der Maschine auf der „Stralsund", sein 1. WI und sogar sein nächster Unterstellter, der junge Kommunist Stabsmatrose Kirchhoff, zur Seite gestanden.

Sie nahmen ihn nicht etwa in Schutz. Das wäre nicht Kommunistenart gewesen. Sie verlangten von ihm ordentliche Arbeit. Aber sie gaben ihm auch die Möglichkeit, sich das anzueignen, was ihnen, den Erfahreneren, schon seit langem von der Hand ging, denn ihre Moral war nicht von Eitelkeit wie bei Neumeister überwuchert.

Obermaat und Stabsmatrose krochen mit Udo Mey, so oft es nur die Zeit erlaubte, durch jeden Winkel des Gefechtsabschnittes Maschine. Zeigten, erklärten und ließen ihn an jeder Arbeit teilnehmen.

Udo Mey nutzte die gemeinsame Arbeit, er lernte. Erst deshalb, um sich bei seinem Abgang vom Schiff nichts nachsagen lassen zu müssen. Die „zwei linken Hände" waren ihm tief ins Bewußtsein gedrungen . . .

Das erste Mal wieder, seit den Monaten auf der Flottenschule, spürte Mey jetzt innere Befriedigung. Zusammen mit dem 1. Mot.-Gasten Kirchhoff fuhr er als Mot.-Maat seine Wachen. Nicht kränkend waren die sachlichen Hinweise des erfahrenen Spezialisten, wenn Mey hier und da notwendige Handgriffe nicht gleich geläufig waren. Und auch immer mehr gelang es Udo Mey, die an der Schule gebimste Theorie zu nutzen. Ohne Schwierigkeiten fuhr Maat Mey seine Wachen, fuhr er das Schiff. Alte Sehnsüchte, längst begraben, wurden wieder wach . . .

„Mann, das liegt dir", sagte er sich immer häufiger und wunderte sich selbst am wenigsten über seinen Entschluß: „Ich werde nicht zur Grenze gehen!", als er ihn seinem Kommandanten vortrug . . .

Wieder bäumt sich die „Stralsund" gegen die See auf. Für Momente müssen sich Mey und Gurowski festhalten. Nur noch den Zylinderkopf brauchen sie festziehen, dann kann die Kompressorstufe wieder arbeiten. Die richtigen Ventile sind in den entsprechenden Leitungen.

War es tatsächlich nur der Kniff? Das Wissen darum, daß sich die Leitungen nur in ihrer äußeren Stärke voneinander im Päckchen unterscheiden? Kam Maat Mey damals auf der „Kamenz" nur deshalb in Schwierigkeiten, weil es ihm keiner sagte?

Damals, ja, da war er wohl einer solchen Meinung. Heute denkt Meister Mey anders darüber. Nur noch wenige können sich im Truppenteil an die Probleme des Maaten Mey erinnern. Warum auch? Kennen sie doch den Meister Mey als einen ausgezeichneten Wach-Ingenieur, der nun schon seit Monaten den Leitenden Ingenieur auf der „Stralsund", einen Offizier, vertritt. Er macht dies so, daß der Kommandant sagen kann: „. . . er ist Spezialist auf seinem Fachgebiet. Wenn an der Maschine was ist, kein anderer der Besatzung ist wie er in der Lage zu sagen, was zu tun ist . . . !"

Und die Offerten für Meister Mey gehen weiter. Mitte April ist auf der „Stralsund" die 500-Stunden-Durchsicht der Hauptmaschine fällig. Meister Mey leitet selbständig die Durchsicht. Das Maschinenpersonal führt sie so fachgerecht durch, daß die unter Aufsicht des Abteilungs-Ingenieurs vorgenommene Funktionskontrolle ohne Störungen verläuft. Beide Maschinen sind ohne Nacharbeit einsatzklar. Kommentar des Kommandanten: „. . . wenn was an der Anlage ist, fummeln sie mit Mey bis zum Geht-nicht-mehr . . . !" (Da muß es wohl einer verstehen, *sie* dazu zu befähigen.)

Auf den Schiffen des Truppenteils Thomas erhalten die Offiziersschüler, Unteroffiziersschüler und Matrosenspezialisten die so notwendige erste Bordpraxis. Dabei sind die Besatzungen der Schiffe neben ihrer Funktion an Bord auch noch als Ausbilder tätig.

Eine Kontrollgruppe des Kommandos der Volksmarine stellt dazu im Frühjahr fest:

„Die für die Ausbildung notwendigen Plankonspekte waren im Bereich von Meister Mey in einem sehr ordentlichen Zustand. Er hat seine ihm unterstellten Spezialisten gründlich in die Aufgaben als Ausbilder eingewiesen und bestimmte fachliche Schwerpunkte mit ihnen vor Beginn des Bordpraktikums der Schüler durchgearbeitet. Die von ihm und seinen Genossen geleiteten Ausbildungsabschnitte und Einweisungen waren besonders praxisverbunden."

Vor Jahren gab es das Problem Mey. Heute gibt es das nicht. Warum überhaupt Vergangenes wieder heraufbeschwören? Könnte es nicht der Persönlichkeit des Genossen Udo Mey schaden? Schließlich ist er Vorgesetzter, ist er Ausbilder, Erzieher.

Nicht mal Meister Mey denkt so.



Denn er und die Kollektive, die für ihn die Verantwortung trugen, haben gelernt. Nicht der Kniff zum Erkennen der Leitungen fehlte ihm, um vorwärts zu kommen. Den hätte er sich zur Not abgucken können. Falscher Ehrgeiz eines einzelnen, kumpelhaftes Verhalten eines Kollektivs und persönliche Resignation haben dem Maaten Mey in seiner beruflichen Entwicklung als Militärspezialist unnötige Anfangsschwierigkeiten bereitet. Den gleichen Maaten Mey haben die kommunistische Moral zweier Parteimitglieder, ein unduldsames Kollektiv und nicht zuletzt sein persönliches Engagement für eine einmal begonnene Sache zu dem Militärspezialisten werden lassen, der er heute ist und der seinen Beruf liebt.

Vor kurzem ist der Matrose Runge als neuer E-Gast auf die „Stralsund" eingestiegen. Ordnungsgemäß ist in seinem Dienstausweis die Zulassung als „diensthabender Maschinist" eingetragen. Sein Abschluß als Matrosenspezialist an der Flottenschule. Obwohl Meister Mey weiß, daß Genosse Runge die Note 1 dafür bekommen hat, beschäftigt er sich mit ihm. Tagelang geht der Meister mit dem Matrosen alle die in die Verantwortung eines diensthabenden Maschinisten fallenden Arbeiten bis auf den letzten Handgriff durch. Kameradschaftlich erklärt er ihm alles. Und als Höhepunkt läßt sich Genosse Runge, ohne zu murren, er hat's ja schwarz auf weiß, nochmals von seinem „Meister" prüfen. Das schafft eben Meister Mey. „Der Umgang mit den Menschen, daß man Erfahrungen übergeben kann und sieht, wie sie für unsere Sache lernen, das ist das Interessante an meinem Beruf!"

So Meister Udo Mey, der es zuerst mit dem eigenen Lernen an Bord schwer hatte und es deshalb anderen leichter macht. Nicht um sie zu schonen, sondern damit sie soviel wie möglich wissen und leisten können.

URSZULA SIPIŃSKA



Hingehen und Hinhören

Das „Schlagerstudio" des DDR-Fernsehens feierte Jahresabschluß. In einer farbigen Intervisionssendung aus dem Dresdener Kulturpalast zog man zum viertenmal Bilanz. Die erfolgreichsten Titel des Schlagerjahres 1974 wurden in einer festlichen Veranstaltung noch einmal vor Publikum, unzähligen Hörern an den Bildschirmen und einer Fachjury präsentiert. Unter den Interpreten, die sich für „Einmal im Jahr" qualifizierten, waren wie immer Solisten und Gruppen unserer sozialistischen Bruderländer, die mit Bravour bestanden. Ihre Namen und Titel blieben im Ohr.

Aus der Volksrepublik Polen kam die schlanke, blonde Urszula Sipińska mit ihrem lyrisch-melodischen Schlager-Chanson „Ach, bleib!" Obwohl sich dieses Lied von der Machart gewohnter Schlager unterschied, es nicht zum Mitklatschen herausforderte, hatte es großen Erfolg.
Urszula konnte für ihren ausdrucksstarken Vortrag eines der drei Diplome des DDR-Fernsehens in Empfang nehmen. Diese Anerkennung aus Dresden liegt jetzt unter all den Preisen und Trophäen in der heimatlichen Wohnung in Poznań. Ehrlich gesagt, dort würde ich gern mal hineinschauen! Nicht der Preise, sondern Urszulas Wohnung wegen. Bevor sie nämlich Sängerin wurde, studierte sie an der Staatlichen Hochschule für bildende Künste in Poznań mit dem Plan, Innenarchitektin zu werden. Möglicherweise findet diese Neigung und bereits Erlerntes noch sichtbaren Ausdruck, ist ihr Zuhause von ebensoviel Geschmack und Stil geprägt wie die ganze Urszula Sipińska.
Ihre Liebe zur Musik entdeckte sie übrigens nicht erst während des Architekturstudiums. Im selben Jahr, als sie lesen und schreiben lernte, machte sie auch mit Noten und Klavierübungen Bekanntschaft. Auf den weißen und schwarzen Tasten brachte sie's bald zu solcher Meisterschaft, daß sie mit sechzehn Jahren bei einem Piano-Wettbewerb junger Talente in Poznań Siegerin wurde.
Wegweisend für den Gesang erst wurde die Delegierung zu einem Chanson-Ausscheid der Studenten und ein stolzer 3. Platz. Er ermutigte Urszula, dem Studentenklub „Nurt" beizutreten und dort erste Erfahrungen als Chansoninterpretin zu sammeln. Sie

müssen recht gut gewesen sein, denn mit einer eigenen Komposition, dem Lied „Ich habe vergessen", stellte sie sich 1967 auf dem Festival in Opole zum erstenmal dem großen Publikum. Sie erhielt eine Auszeichnung und trat mit diesem Titel danach auch beim Liederfestival in Sopot auf.
Ein Jahr später nominierte man Urszula bereits als Vertreterin ihres Landes in Sopot. Sie sang „Auf der Suche nach der roten Blume" und erhielt den 1. Preis der Internationalen Jury. 1969 bekam sie wieder eine Auszeichnung in Opole, und so setzte sie die Reihe ihrer Erfolge beharrlich fort. Nach der Teilnahme am Festival Split 1970 in Jugoslawien, dem Beginn ihrer internationalen Karriere, erschien Urszulas erste LP, die inzwischen zur „Goldenen" geworden ist. 1971 folgten Gastspiele in Kuba, England, Schottland, Kanada und den USA.
Urszula sang auf dem Galakonzert anläßlich der „Tage der polnischen Kultur", erntete in Opole wieder Lorbeeren mit „Ehe tausend Rosen erblühen" und bekam im darauffolgenden Jahr den Opoler Hauptpreis für ihr Lied „Eine Welt im alten Stil". Auf dem „Pop-Song-Festival" in Ostende belegte sie den 3. Platz und erhielt gleich drei Preise auf dem Liederfestival in Sopot.
Einer der schönsten Erfolge war der 1. Preis auf dem „Augustin-Lary-Festival" in Mexiko-City, wo ihr zugleich der Titel „Beste Sängerin des Festivals" zuerkannt wurde. Auch 1973 zum „World-Pop-Song-Festival" in Tokio konnte Urszula den Preis für die beste Interpretation entgegennehmen. Und damit hat sie wohl so ziemlich alles erreicht, was auf diesem Gebiet als erstrebenswert gilt. Über den Verdienst dieser Erfolge herrscht Einigkeit bei den Musikfreunden all jener Länder, in denen Urszula inzwischen weitere Gastspiele gab. In der Sowjetunion, ČSSR, DDR, Schweiz, BRD, in Bulgarien, Belgien, Spanien, Frankreich schätzt man sie als eine der ausgezeichnetsten Interpretinnen ihres Landes auf dem Gebiet des modernen Schlager-Chansons.
Besonders stolz ist natürlich das Publikum ihres Heimatlandes. Nach einer Umfrage der polnischen Zeitschrift „Panorama" bekam Urszula Sipińska die größte Stimmenzahl und wurde zur „Sängerin des Jahres „1973" ernannt.
Die zweite LP von ihr heißt „Urszula und Piotr" und trägt damit zugleich den Namen des bekannten polnischen Komponisten Piotr Figiel, der Urszula die schönsten Titel schreibt und für ihre Interpretationen in Mexiko-City und Tokio mit den Preisen für beste Musik ausgezeichnet wurde. Die gelungene Zusammenarbeit der zwei Künstler auf ihrer Gemeinschafts-LP wurde inzwischen auch „vergoldet".
Seit 1970 arbeitet Urszula mit der Gruppe „Estrada" in Poznań. Wer das Glück haben sollte, zufällig zur gleichen Zeit mit ihnen in dieser Stadt zu sein: hingehen und hinhören! Urszula Sipińska ist wirklich „Ganz Große Klasse"!

Helga Heine



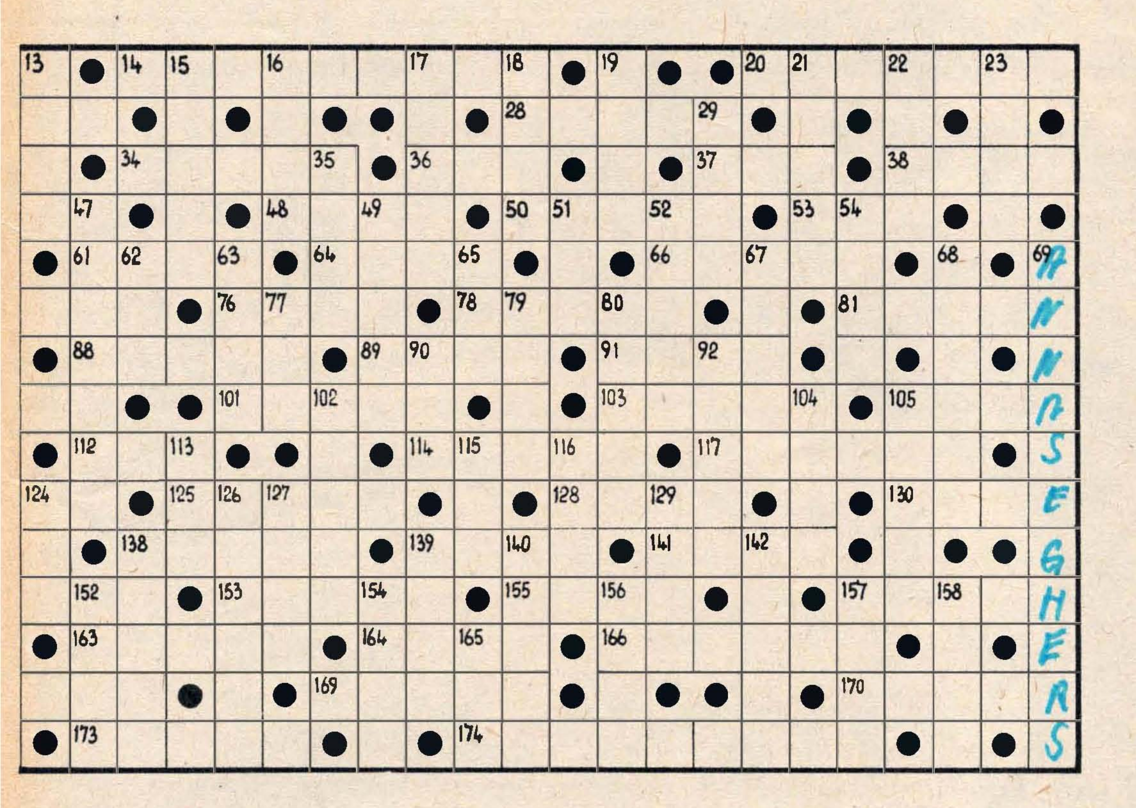
Autogrammanschrift: über Polska Agencja Artystyczna „Estrada", Poznan, Volksrepublik Polen.

1	●	2	●	3		4			5		6	7	●	8	●	9	10		11	12	●
24					●		●	●		●	25		26			●		●	27		
	●		●	30				31		●	32				●	33					●
39			40		●		●	41		42		●	43		44			●	45		46
	●	●		●	55		56		●	57		58		●	59			60		●	
70		71		●		●	72		73		●		●	74					●	75	
	●	82				83		●	84		85		86	●		●	●	87			●
93				●	94			95		●		●	96	97		98	99	●	●	100	
	●		●	106	●	107			●	●	108	109			●	110			111		●
118					●		●	119		120			●	121	122			●	123		
	●		●	131	132		133		●		●	134	135			●	136	137			●
●	143	●	144			●	145		146		147	●	148			149	●		●	150	151
159				●	160			●		●	161			●	162					●	
●		●		●		●	167					●		●	●		●		●	168	
171							●	●		●	172									●	

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. kurzes Gewehr, 9. Pflanzenteil, 14. sowjetischer Flugzeugkonstrukteur, 20. Erfrischungsgetränk, 24. Urheber eines Werkes, 25. Funktionärin der deutschen proletarischen Frauenbewegung (gest. 1911), 27. Zeitmaß, 28. sowjetischer Kurort am Schwarzen Meer, 30. Gebirge in Mittelasien, 32. durch Hefepilze verursachte Hautkrankheit, 33. Aufsehen, Lärm, 34. Bewohner einer europäischen Volksrepublik, 36. Nebenfluß der Donau, 37. Wagenteil, 38. lateinisch: im Jahre, 39. Stichwaffe, 41. Krötenart, 43. Nebenfluß der Elbe, 45. Festung in der Armenischen SSR, östlich von Jerewan, 48. Zahl, 50. DDR-Schriftsteller, 53. Vorfahr, 55. Schriftgrad, 57. weiblicher Vorname, 59. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 61. Sedimentgesteine, 64. spanischer Frauenname, 66. Teil eines chemischen Grundstoffes (Mehrzahl), 70. germanisches Schriftzeichen, 72. Nebenfluß des Rheins in der Schweiz, 74. Sportboot, 75. Verlauf der gekrümmten Schiffslinien, 76. Oxidschicht an Eisen, 78. Flugzeugführer, 81. westeuropäischer Strom, 82. Lehre von der Liebe, 84. maßlos, ungeheuer, 87. altes süddeutsches Hohlmaß, 88. schwankend, unsicher, 89. durch Käse bekannte Stadt in Holland, 91. Ruhepause, 93. Tierbau, 94. Tanzschüler, 96. Auswahl, Auslese, 100. italienischer Maler, 101. Turnübung, 103. englischer Schriftsteller und Journalist, 105. Gestalt aus der Oper „Cavalleria rusticana", 107. Fluß in der Kasachischen SSR, 108. Teilbetrag, 110. linker Nebenfluß der Oise, 112. Gefrorenes, 114. Gemüsefrucht, 117. Erdgeist, Kobold (Mehrzahl), 118. Zuspruch, 119. norwegischer Komponist (gest. 1907), 121. Gewürz, 123. altes Gewicht (Mehrzahl), 125. Stadt in der Volksrepublik Polen, 128. niedrige Pflanze, 130. mittelalterliche Steuer, 131. griechische Sagengestalt, 134. Blutgefäß, 136. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 138. tropische Faserpflanze, 139. altes südarabisches Land, 141. weiblicher Vorname, 144. das Universum, 145. griechischer Philosoph, 148. Nebenfluß der Kura, 150. deutscher Maler und Graphiker (gest. 1967), 153. Genußmittel, 155. Rauchfang, 157. männlicher Vorname, 159. Kummer, Sorge, 160. Teil der Woche, 161. Sinnesorgan, 162. Stadt in Brasilien, 163. Nähutensil, 164. englischer Physiologe (gest. 1968), 166. europäischer Staat, 167. Spion, 168. Fußteil, 169. Druckmatrize, 170. schweizerischer Mathematiker, 171. Roman von 69. senkrecht, 172. stromleitender Körper, 173. weibliches Pferd, 174. vulkanische Inselgruppe im Indischen Ozean.

Senkrecht: 1. Sprengkörper, 2. kleine Brücke, 3. Hebevorrichtung, 4. deutscher Schriftsteller (gest. 1910), 5. nordspanische Grenzstadt, 6. Schwermetall, 7. griechischer Buchstabe, 8. DDR-Bezirksstadt, 10. Geschoß, 11. Stockwerk, 12. griechischer Buchstabe, 13. Holz- oder Metallteilchen, 15. großer sowjetischer Staatsmann (gest. 1924), 16. Stadt in der Ukrainischen SSR, 17. deutscher Dichter (gest. 1856), 18. Romangestalt bei Emile Zola, 19. Düngemittel, 21. alte Form für Schwiegersohn, 22. Fischfett, 23. DDR-Schriftsteller, 26. Blume, 29. Mediziner, 31. Schulversammlungsraum, 33. Hirschtier, 35. tropische Getreideart, 40. DDR-Maler, 42. harziges Holz, 44. Abwesenheitsbeweis, 46. Farbe, 47. südeuropäisches Land, 49. deutsche Spielkarte, 51. Drehpunkt, 52. Angehöriger eines Sowjetvolkes, 54. Körperorgan, 55. Truthenne, 56. Stahllineal, Abstreicher, 58. germanischer Wurfspieß, 60. russisch: drei, 62. Nebenfluß der Wolga, 63. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 65. belgischer Badeort, 67. Himmelsrichtung, 68. Kürbisgewächs, 69. DDR-Schriftstellerin (Vor- und Zuname),

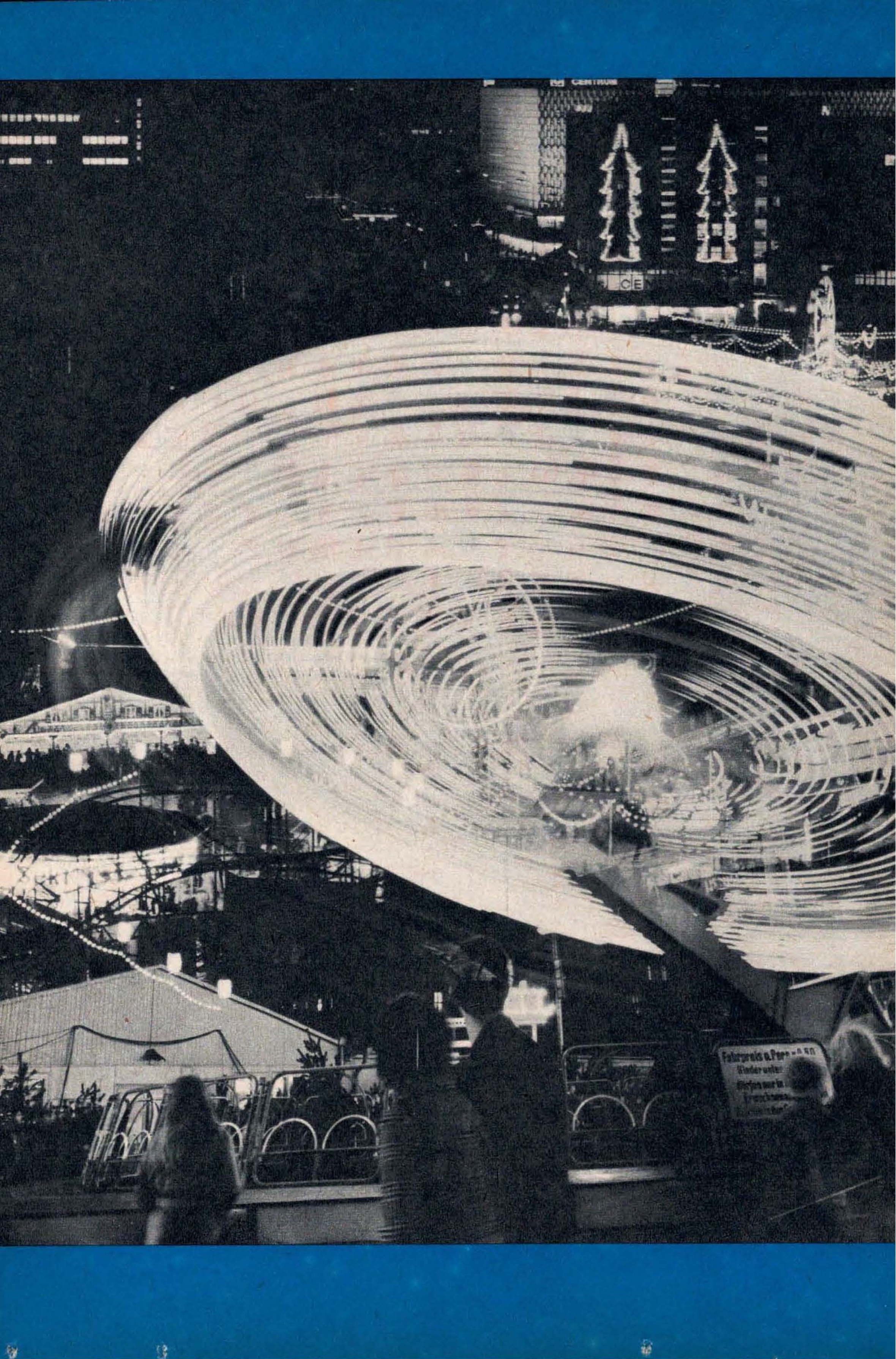


71. ältester Gelehrter eines Faches, 73. Wendekommando, 75. Alarmgerät (Mehrzahl), 77. nordischer Männername, 79. Biene (dichterisch), 80. Tasteninstrument, 83. Heldenepos Homers, 85. Nebenfluß der Elbe, 86. Honigwein, 90. Artikel, 92. Teil mancher Schiffe, 95. französischer romantischer Dichter (gest 1863), 97. gegerbte Tierhaut, 98. Gebirgseinschnitt, 99. Hast, 102. Provinzhauptstadt in Syrien, 104. neunter Ton der diatonischen Tonleiter, 105. Körperorgan, 106. Schreibweise, 109. amerikanische Riesenkröte, 111. Vertiefung, 113. Strömung hinter Schiffen, 115. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 116. Aufseher, Vermittler, 120. Kunstsprache, 122. Staat in Vorderasien, 124. Maßeinheit der Energie, 126. Schutzrecht für Erfindungen, 127. Eirund, 129. Haltetau, 132. Gebirge in der UdSSR, 133. weiblicher Vorname, 135. Trockengestell, 137. Marktverkaufsstelle, 138. Heilpflanze, 139. Kartenspiel, 140. Strauchfrucht, 142. Detonation, 143. Stauanlage, 144. arabische Hafenstadt, 146. Futterpflanze, 147. Musikzeichen, 149. Nebenfluß der Mosel, 151. Zitterpappel, 152. Nebenfluß der Donau, 154. DDR-Opernsänger, 156. Nebenfluß des Rheins, 157. Fluß in Nordengland, 158. Gestalt aus Wallenstein, 165. Mündungsarm des Rheins.

Auflösung aus Nr. 11/75

Waagerecht: 1. Muskat, 5. Angel, 9. Volksfront, 15. Tarif, 19. Ediso , 22. Alter, 24. Isere, 25. Reibe, 26. Eidam, 28. Terz, 30. Arterie, 32. Netz, 34. Ilona, 35. Darre, 37. Moll, 38. Baude, 40. Dega, 41. Rotte, 44. Tete, 45. Nebel, 48. Esse, 49. Fanal, 50. Elen, 52. Itala, 55. Onkel, 57. Geer, 61. Sense, 63. Lake, 65. Gerda, 68. Reede, 70. Tees, 72. Eilbote, 75. Perle, 78. Stiege, 79. Ventil, 81. Gerade, 85. Egeria, 87. Gomera, 90. Europa, 91. Egge, 92. legal, 93. Inseln, 96. Lachs, 98. Relm, 99. Grill, 101. Riemen, 103. Banane, 106. Ursole, 109. Elster, 111. Segeln, 113. innen, 115. General, 117. Laut, 120. Tirol, 121. Ebene, 123. Keil, 125. Hegel, 128. Talg, 130. Radar, 133. Adana, 136. Igel, 139. Liebe, 141. Eibe, 143. Rubel, 146. Emil, 147. Regal, 150. Iwan, 151. Runge, 153. Sete, 154. Anden, 155. Arsen, 156. Otto, 157. Entente, 159. Emir, 160. Laute, 161. Basis, 162. Salbe, 163. Airak, 164. Nessel, 165. Rasse, 166. Tqnganjika, 167. Rolle, 168. Eltern.

Senkrecht: 1. Motte, 2. Sorbe, 3. Tand, 4. Uta, 5. Artel, 6. Gera, 7. Lier, 8. Belt, 9. Venen, 10. Lette, 11. Fliege, 12. Opole, 13. Tran, 14. Sieb, 15. Teil, 16. Rede, 17. Ferse, 18. Ode, 19. Emma, 20. Stola, 21. Nelk , 23. Erda, 27. Iren, 29. Zange, 31. Egart, 33. Zelt, 36. Assam, 37. Maler, 39. Eid, 42. Onega, 43. Torr, 46. Elli, 47. Edo, 49. Fe , 51. Laterne, 53. Taverne, 54. Selenga, 56. Kid, 58. Esel, 59. Ree, 60. Seghers, 62. Sparren, 64. Kapelle, 66. Egeln, 67. Regen, 69. Eile, 71. Eis, 73. Iris, 74. Ball, 76. Reise, 77. Lumen, 80. Nie, 82. Elbe, 83. Anna, 84. ein, 86. Gnu, 88. Oslo, 89. Est, 94. Nell, 95. Emu, 97. Aetna, 100. Lilie, 102. Milbe, 104. Arie, 105. Alt, 107. Rad, 108. Ohre, 110. Slawe, 112. Geige, 114. Ehe, 116. neu, 118. Agenda, 119. Trio, 122. Bar, 123. Kasan, 124. Iltis, 126. Gent, 127. Eider, 129. Assen, 131. Altai, 132. Arosa, 134. Danae, 135. Anti, 137. Gemse, 138. Laren, 140. Bell, 142. Enns, 143. Rebe, 144. Bast, 145. Last, 148. Gold, 149. leer 150. Itil, 152. Unke, 154. Aul, 158. Erz.


CENTRUM

Morgen kommt der Weihnachtsmann

Morgen kommt der Weihnachtsmann.
Heute gehn wir bummeln.
Wollen fröhlich, Herz voran,
übern Rummel tummeln.

Farbenbunt ist die Saison.
Freundlich unser Leben.
Kauf mir einen Luftballon,
und dann laß uns schweben!



Erst ein Schweb per Karussell
an die Sternenküste,
dann auf weichem Zottelfell
durch die Großstadtwüste!

Das Kamel stellt weise fest:
Wenn du die entweichen,
sitzen oder sausen läßt,
bist du meinesgleichen!









Eh er sich bedanken kann,
wirft die Allerbeste
sich dem nächsten Weihnachtsmann
an die Weihnachtsweste.

Doch er sagt sich: Kein Skandal!
Dem fehlts an Talenten.
Weihnachtsmänner sind nun mal
keine Konkurrenten!



Sie versuchen noch ihr Glück.
Doch was kann's schon bieten?
Sie kauft Lose – zwanzig Stück.
Und hat zwanzig Nieten!

Scheint das Glück – wie kurios,
ihr auch nicht gewogen.
Eins ist klar: Das große Los
hat sie schon gezogen!

Fröhlich und voll Zuversicht
fliehn sie dem Gedrängel.
Sie fragt: Kannst du ein Gedicht?
Ja, mein Weihnachtsengel!

„Morgen kommt der Weihnachtsmann.
Kommt mit seinen Gaben.
Doch was ich dir geben kann,
kannst du heut schon haben!

Tageshell wird jeder Traum,
denn in meinem Herzen
brennt für dich ein Weihnachtsbaum
mit Millionen Kerzen!"

H. Krause

Sieben schwere Jahre

Fortsetzung von Seite 65

Zimmer gesessen und wußte, daß er jedesmal rot wurde, wenn eine Frau ihn auch nur flüchtig musterte. An diesem Tag jedoch freute ich mich über alles, was andere als Anlaß zur Freude betrachteten. Ignas spürte, daß ich mich in Hochstimmung befand, er führte sie gewiß auf das Mädchen zurück.

Als die anderen Mitarbeiter gekommen waren, leistete er mir unbewußt Hilfestellung, indem er sich des langen und breiten über die Rechte der Jugend und über die erstaunlichsten Abenteuer erging.

Schließlich stürzt Zamorski herein. Wie immer mit Verspätung und aus reiner Gewohnheit darauf eingestellt, jemanden herunterzuputzen, um durch Geschrei die eigene Unpünktlichkeit zu überspielen. Er besaß den Scharfblick eines Polizisten, schaute mich kurz an und sagte verärgert:

„Was ist das, Herr Andrzej? Sie kommen unrasiert zur Arbeit wie ein Gammler? Wollen Sie von den Amerikanern wegen Unsauberkeit angeranzt werden?"

Auf diesen Angriff war ich vorbereitet: „Herr Kazimirz, Sie wissen doch, daß ein Unverheirateter sich von einem Verheirateten dadurch unterscheidet, daß er nicht immer aus der gleichen Richtung zur Arbeit kommt. Ich habe gestern ein Mädchen kennengelernt, das ebenso attraktiv wie schlecht ausgestattet war, so daß ich mich heute morgen nicht bei ihr rasieren konnte."

Zamorski leuchtete meine Erklärung durchaus ein, er befahl mir nur:

„Gehen Sie sofort zu einem Friseur. Lassen Sie sich rasieren. Die Zeit, die dafür draufgeht, werden Sie morgen nacharbeiten."

Ich hätte so tun müssen, als träfen mich diese Überstunden schmerzlich, denn Zamorski sah es gern, wenn „seine Leute" ihm gegenüber Respekt bekundeten. Ich war jedoch zu erfreut über den glücklichen Ausgang meiner nächtlichen Abenteuer und dachte überhaupt nicht an die verschiedenen Kunstkniffe, die, systematisch angewandt, meine Beziehungen zu „Herrn Kazimierz" in schwankendem Gleichgewicht hielten.

In der darauffolgenden Woche durchlebte ich einen Zustand, für den ich selbst heute keine völlige Rechtfertigung finde. Ein Psychologe würde darin vielleicht die Folgen einer Erschütterung erblicken, einer Zerrüttung des Vertrauens in die eigenen Kräfte, des Überschreitens der zulässigen Risikogrenze. Ich weiß es nicht, denn in München konnte ich mit niemandem darüber reden. Jedenfalls war ich außerstande, die Arbeit wieder aufzunehmen, obwohl ich mich zwischen Safes befand, die voller Dokumente waren, obwohl ich eine Ausrüstung zum Kopieren hatte und nur in die Tasche nach den Schlüsseln zu langen brauchte. Ich litt darunter, denn ich kam mir wie ein Feigling vor. War ich damals etwa dem Zusammenbruch nahe? Ich werde es nicht weiter analysieren, denn zwei Wochen später dachte ich kaum noch an den ganzen Zwischenfall. Ich kontrollierte mich nur besser und hielt mich an den Grundsatz, das Gebäude mindestens eine halbe Stunde vor dem Rundgang der Wachleute zu verlassen, die die Türen abschlossen.

Bei Ausführung der mir von der Zentrale übertragenen Arbeiten empfand ich nicht nur Befriedigung wegen einer gut erfüllten Pflicht, sondern auch persönliche Zufriedenheit. Es machte mir Spaß, die Texte der die Forschungs- und Analysegruppe durchlaufenden Berichte zu sammeln, zu kopieren und nach Warszawa zu schicken. Bereitwilligst übermittelte ich auch Informationen über neue Zyklen von Sendungen die bei „Freies Europa" vorbereitet wurden. Ich kam mir wie ein Kundschafter an der Front vor, der einen Platz gefunden hatte, wo er gut beobachten und feindliche Truppenbewegungen melden konnte. Weniger angenehm war es jedoch, als ich die Karteikarten der Informanten von RFE für die Zentrale kopierte. Ich sah die Notwendigkeit durchaus ein, mußte dennoch einen gewissen inneren Widerstand überwinden. Hier handelte es sich schließlich um lebendige Menschen. In einigen Fällen gelang es uns, sie auf diese Weise vor größeren Verbrechen zu retten, die nicht nur ihren Angehörigen Unglück gebracht hätten, sondern auch für die breite Allgemeinheit schlimm gewesen wären. Zuweilen traten nämlich Geheimdienste an die Informanten von RFE heran, setzten sie unter Druck und wollten sie zu weitergehender Mitarbeit gewinnen. Diese Bestrebungen scheiterten, wenn Mitarbeiter der Zentrale mit demjenigen, der die Informationen an RFE geliefert hatte, ein diskretes, aber schonungsloses Gespräch geführt hatten. Wenn es mir schwerfiel, sagte ich mir: Mann, hier findet ein Kampf statt. Solche Methoden hast nicht du, haben nicht wir als erste eingesetzt. Ein Raubtier läßt sich nicht durch gute Worte beruhigen, ein Wolf sich nicht zwingen, künftig Kornblumen zu fressen. Du bist Soldat an einer stillen Front, dir ist ein Auftrag auf vorgeschobenem Posten erteilt worden. Die Logik solcher Erwägungen war überzeugend, aber kann ein Mensch jederzeit etwaige Zweifel abstreifen und nur logisch handeln?





Zeit, die wie im Fluge verging

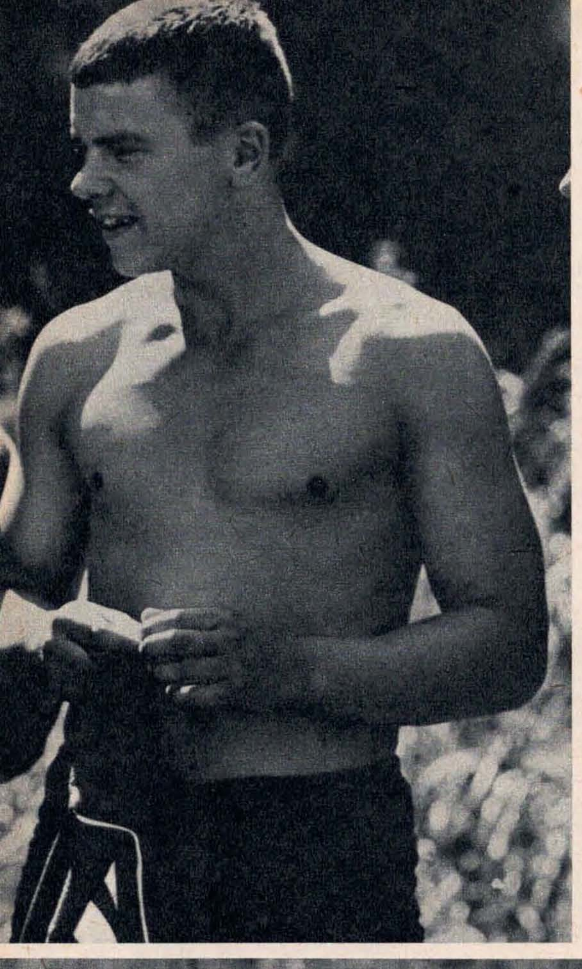
Zwei Kompanien auf Reisen. 14 Tage jeweils waren sie zu Gast bei ihren Waffenbrüdern, die zugleich auch Namensbrüder sind: Soldaten des „Hans-Beimler-Truppenteils" der Polnischen Armee und der NVA. Es waren erlebnisreiche Tage und sie erwiesen sich als

Wer konnte ahnen, was sie erwartete? Als Unteroffizier Reinhold Breisch neue Sachen empfing, wußte er nur, es geht in ein Feldlager zu polnischen Genossen. Mehr war auch den anderen nicht bekannt. Weil aber die MPi an den Mann kam und alles, was ein Soldat zum Felddienst braucht, hörten einige schon die Glocke schlagen. Angesichts der beiden Reisebusse wurde aus dem Glockenschlag aber wieder ratloses Geläut, denn so bequem war noch keiner ins Feldlager gefahren.

Sollte einer während der ersten Fahrstunden eingeschlafen sein, er wurde mit Paukenschlag am Grenzübergang geweckt. Großer Bahnhof. Mit Staatsflaggen, Hymnen, Ansprachen und einer polnischen Kompanie, deren Kurs entgegengesetzt in die NVA-Garnison zum Truppenteil „Hans Beimler" führte. Freude auf beiden Seiten, noch mehr Händeschütteln. Dann sprangen die Motoren an, und die Busse fuhren ins Freundesland.

Was sind nun zwei Wochen zu Besuch bei einem Freund? Unteroffizier Reinhold Breisch meinte später, das sei Zeit, die wie im Fluge vergeht. Und sein Waffenbruder Jazek Schulz klagte, sie hätten kaum gelernt, erste Sätze in der Sprache des anderen zu sprechen, da sei schon wieder zum Aufbruch gerüstet worden...

Im Feldlager der polnischen Freunde angekommen, wurden die Genossen aus der DDR von den Männern des Oberleutnants Antoniuk herzlich empfangen. Unter hohen Kiefern standen Zelte bereit. Vom General des



Rettete mit 12,1 s die Ehre der NVA-Kompanie im 100-m-Lauf, der Gefreite Klaus Arlt (rechts im Foto). Wie's der Zufall so will – gleiches Alter, gleicher Beruf, Dienst in mit „Auszeichnung" bedachten Kollektiven – die beiden Unteroffiziere Reinhold Breisch und Jacek Schulz.



Militärbezirks bis zum Soldaten, alle warteten auf die Gäste. Ein gemeinsamer Dienstplan bestimmte die Aufgaben der nächsten beiden Wochen, und e i n Bataillonskommandeur übernahm beide Kompanien. Damit begann alles.

Weiter ging es unter anderem damit, daß die beiden uns schon bekannten Gruppenführer, die Unteroffiziere Breisch (NVA) und Schulz (PVA), während der gemeinsamen taktischen Ausbildung die Naht zur anderen Kompanie sicherten. Dabei fanden sie heraus: Gleiches Alter, nämlich 20. Gleicher Beruf, nämlich Schlosser. Und beide Gruppen als beste Kollektive ausgezeichnet. Sie standen Schulter an Schulter im Graben, und – wie Reinhold Breisch im Stillen vermerkte – Sand wie zu Hause, Hitze auch. Ausbildung ebenso streng, eher noch einen Zahn schärfer, weil sich jeder dem anderen von der besten Seite zeigen wollte. Komplizierter taten sich die Dinge, als Schußsektoren und Orientierungspunkte zuzuweisen waren. Aber auch hierbei alles sehr gründlich, verständlich trotz zweier Sprachen, weil es darum ging, miteinander den Erfolg zu sichern.

Aber sie übten nicht nur mit der MPi in der Hand und Sand zwischen den Zähnen. Wozu wohl war auch ihr Troß mittlerweile auf vier Reisebusse angewachsen?

In einer Zeit, die wie im Fluge verging, wurden Reinhold Breisch und Genossen zu Kennern von Land und Leuten. Über tausend Kilometer Fahrt führten sie zusammen mit Jazek Schulz und dessen Kompanie in Geschichte und Gegenwart Volkspolens.

Geschichte, das waren die Spuren der traditionsreichen 1. und 2. Polnischen Armee, die sich Seite an Seite mit sowjetischen Waffenbrüdern in den Kämpfen des zweiten Weltkriegs und zur Befreiung Polens bewährten. Die Reiseroute führte zum Pommerschen Wall. Einst sollte hier eine Linie gewaltiger Betonbunker vom Osten her die Richtung zur Reichshauptstadt des faschistischen Deutschlands versperren. Aber auch sie konnte den Gang







der Geschichte nicht aufhalten. Tief beeindruckt gedachten die jungen Soldaten der heldenmütigen sowjetischen und polnischen Waffenbrüder und ihrer erbitterten Kämpfe in den Februartagen 1945.
Gegenwart, das waren die Besuche in der polnichen Metropole Warschau und den Hafenstädten Gdynia und Szczecin. Auch Kołobrzeg stand auf dem Dienstplan. Und dahinter das Programm mit den Worten: Besichtigung Museum und Stadt, Treffen mit Soldaten des Truppenteils Hans Beimler der polnischen Volksarmee...
Eine Kompanie vom Kołobrzeger Hans-Beimler-Regiment, die Männer um Hauptmann Matała, dampften indessen über die Berliner Gewässer. Und Neptun, vorausgesetzt er kam gerade am Langen See vorbei, mag nicht schlecht gestaunt haben. Sowas erlebt er nicht alle Tage: Auszeichnung auf See. Fast protokollgemäß. Mit Ansprache, Händeschütteln, Applaus aller Fahrgäste. Die Hans-Beimler-Ehrennadel für die Soldaten Kazimierz und Figura und Leutnant Witold. Sie wurde ihnen neben die Qualifizierungsspange und das Bestenabzeichen an die rechte Seite der olivgrünen Bluse geheftet. Für ausgezeichnete Ausbildungsergebnisse während der vergangenen zehn Tage – beim Schießen, in der MKE, im Politunterricht. Feierlicher Abschluß der vierstündigen Seenrundfahrt, würdiger Abschluß der gemeinsamen Ausbildung im NVA-Regiment „Hans Beimler" überhaupt.
In den vorangegangenen Tagen hatten sich die polnischen Genossen nicht nur mit dem Leben ihrer Waffenbrüder vertraut gemacht, sondern schauten sich auch ausgiebig außerhalb der Kaserne um. Besichtigten Armeemuseum und Cäcilienhof in Potsdam. Besuchten in Berlin das Polnische Ehrenmal im Friedrichshain und das Sowjetische in Treptow. Erlebten den traditionellen Wachaufzug Unter den Linden. Kamen im Stahlwerk Hennigsdorf und in der Kooperationsgemeinschaft Flatow ins Gespräch. Und was für sie, deren Regiment damals erst seit einigen Wochen den Namen Hans Beimlers trug, nicht minder wichtig war: sie machten sich weitgehend mit dem Leben und Wirken des deutschen Antifaschisten vertraut. Dazu gehörte nicht nur der Besuch im Traditionszimmer des NVA-Truppenteils, sondern z. B. auch die Vorführung des Beimler-Films.
Zwei Kompanien waren auf Reisen. Wer reist, wird klüger, sagen heute Hans-Beimler-Soldaten beider befreundeter Armeen. Und bringt manches mit nach Hause. Hauptmann Matała zum Beispiel eine Methode seiner NVA-Genossen, Schießergebnisse sehr rasch auszuwerten und Zielfehler sicherer zu vermeiden. Alle zusammen aber haben die Gewißheit, neue Freunde gewonnen zu haben, auf die und deren Waffen man sich jederzeit und in jeder Situation verlassen kann.

Hauptmann W. Schmidt
G. Schulz







Dicht beeinander – private Fachsimpelei, wie hier bei der „Morgentoilette" im Wald – und dienstliche Anweisungen durch den gemeinsamen Kompaniechef Major Kazimir Kryzwoszynski. Gemeinsamkeit zwei Wochen lang bei der Ausbildung, dem Waffenreinigen und natürlich auch beim Verpflegungfassen.

INHALT



4



54



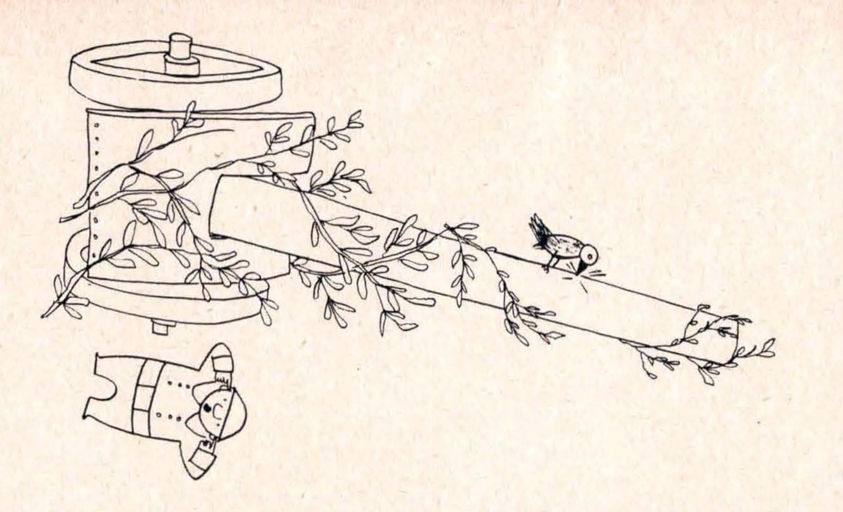
72

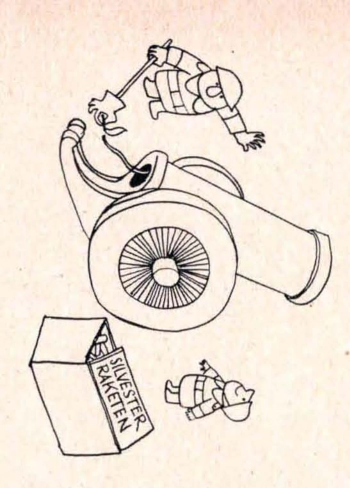
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin • Redaktion „Armee-Rundschau" • Chefredakteur: Oberst Karl-Heinz Freitag • Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Str. 158, Postfach 46130, Telefon 530761 • Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR • Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau; Oberst J. Schaulow – Sofia; Oberstleutnant J. Cerveny – Prag; Major E. Kutas – Budapest; Oberst I. Capet – Bukarest • „Armee-Rundschau" erscheint monatlich • Preis je Heft: 1,– Mark • Bezugszeit monatlich • Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion • Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr • Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post oder den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 102 Berlin, Rungestr. 20. Außerhalb der DDR nimmt der internationale Buch- und Zeitschriftenhandel Bestellungen entgegen. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb der DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, Postfach 160. Im sozialistischen Ausland können Bestellungen nur über die Postzeitungsvertriebsämter erfolgen. Die Verkaufspreise sind dort bzw. durch Einsicht in die Postzeitungslisten zu erfahren • Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Telefon: 2262715, sowie alle DEWAG-Betriebe und deren Zweig- und Annahmestellen in den Bezirken der DDR • Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 • Gesamtherstellung: Grafischer Großbetrieb Interdruck, Leipzig • Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann

Printed in GDR

Redaktionsschluß dieses Heftes: 30. 9. 1975

Fotos: Gebauer (23), S. 23, 25, 54, 55, 56, 57, 58, 59; Uhlenhut (2), S. 31, 68, 69; Geb./Uhlenhut (1), S. 60; Getmanenkow (1), Titel; Bersch (12), S. 4, 5, 6, 7, 8, 9; Hellner (1), S. 11; Bernhart (1), S. 12; DEFA-Ebert (1), S. 13; Leher (3), S. 82, 83, Rücktitel; Edel (1), S. 41; Novotny (6), S. 42, 43, 44; Spisla (1), S. 50, 51; Duszynski (1), S. 61; Archiv (12), S. 66, 67, 73, 74, 75, 76, 77; Fröbus (17), S. 86, 87, 88, 89, 90. 94, 95, 96, 97; ZB/Heilig (4), S. 28, 29, 32, 33.

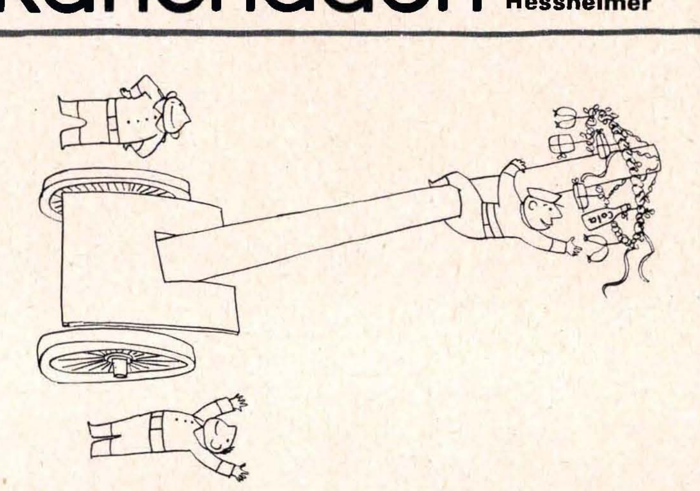


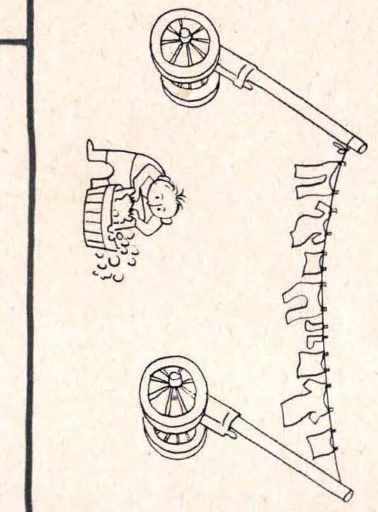




Kanonaden

von Edi Hessheimer







31 036

Gesangspreise aus aller Welt:

URSZULA SIPINSKA